

Zeno-Zeitung

Erscheint täglich. Bezugspreis monatlich durch Boten 2,10 Mk., durch die Post 2,20 Mk. (ohne Bestellgeld). Schriftleitung und Geschäftsstelle in Ahaus: van-Delden-Str. 8. Telegr.-Adresse: Kreiszeitung Ahaus i. W. Fernruf Nr. 450. Postfach 65. Postfach-Konto: Hannover 22 739

Kreiszeitung

für den Kreis Ahaus

Gronauer Volkszeitung

Eper Volksblatt

Amthliches Organ für den Kreis Ahaus.

54. Jahrgang.

Geschäftsstelle in Gronau: Gebr. Benning, Verlagsanstalt GmbH, Bahnhofstraße 2, Fernsprecher Nr. 260. Bankkonten: Kreis- und Stadtsparkasse Ahaus. Gewerbetreibende Ahaus und Stadt. Sparkasse Gronau i. W. Anzeigenpreise: das 10malige Millimeter für die Zeno-Zeitung 10 Pfg., für die Kreiszeitung für den Kreis Ahaus 3 Pfennig Rabatt nach Tarif.

Verlag: Gebr. Benning, Verlagsanstalt G. m. b. H., Zweigniederlassung Ahaus.

Nummer 169

Sonntag, den 30. September 1934

Jahrgang 1934

Erntedank.

Es war einige Zeit — wie lange scheint sie uns jetzt zurückzuliegen, und doch sind es kaum ein paar Jahrzehnte —, da schien unser Volk es verlernt zu haben, uns tägliche Brot zu bitten. Kam doch alles wie von selber, das tägliche Brot mit mehr oder minder reichlicher Zufuhr, die Wirtschaft „blühte“ in langer Friedenszeit, die Technik schaffte Arbeit und Geld. Was brauchte man da noch zu beten ums tägliche Brot, das wie von selber kam, was brauchte man auch zu danken für das, was selbstverständlich schien und nicht wie ein ersuchter Segen. So kam es, daß man vielerorts auch des Erntedankes und der Erntedankes vergaß, in den Städten, und selbst auf dem Lande. Jetzt hat unser Volk wieder gelernt, daß Brot und Korn, daß Frucht und Wein Segen ist, der ersucht und gedankt werden muß. Die bittere Entbehrungszeit des Krieges, die nicht abbreitenden Notjahre mit der Arbeitslosigkeit und dem Hunger der vielen haben uns gelehrt, daß es doch nicht so selbstverständlich ist, daß der Acker seine Frucht bringt und der Weinstock seine Trauben, hat uns auch den Blick wieder geschärft dafür, daß und wie ein Großteil unseres



Eine gewaltige Erntekrone grüßt die Besucher von Hameln.

Volkes sich müht auf Acker und Feld, um für uns alle das Brot zu bauen, dessen wir bedürfen. Und so haben wir auch wieder gelernt, Erntedank zu feiern, wie es unsern frommen Vätern selbstverständlich war, ein Dankfest vor dem allgütigen Gott, der Segen und Gedeihen geben muß über Volk und Land, über Wiese und Acker, über Garten und Weinberg. Wir haben auch wieder gelernt, des Bauern dankbar zu gedenken, der in schwerer Arbeit für uns alle werkt, uns unser täglich Brot zu schaffen, und uns alle in echter Gemeinschaft mit ihm des Segens zu freuen, der in seine Scheuern strömt.

So soll uns denn der Tag des Erntedankfestes ein Tag freudiger Besinnung sein, ein Tag des Dankgebets vor Gott, dessen Altäre wir mit den Lehren des Feldes schmücken, aber auch ein Tag der Bitte, daß sein Segen uns und unserem Volke gedeihe. Und ein Tag des Gedenkens vor Gott vor allem jener, die da reicher gesegnet sind mit den guten Gaben des Erntedankes, offene Hand zu üben gegen jene, die da trotz ihres guten Willens zur schaffenden Arbeit weniger geeignet sind mit der Gottesgabe, vielleicht sogar bitteren Mangel leiden müssen.

Rechter Erntedank kommt aus dem Geiste christlicher Liebe und Gemeinschaft. Unser Erntedankfest soll widerhallen vom freudigen Ruf: Großer Gott dich loben wir, dich den die ganze Schöpfung preist und ausklingen mit vertrauensvollem Bekenntnis unseres Volkes: „Auf dich, o Herr, hoffe ich; ich werde nicht zu schanden werden in Ewigkeit“.

Ein asiatischer Pakt?

DNB Paris, 29. September.

Nach einer Havasmeldung aus Istanbul soll man sich in türkischen Regierungskreisen mit der Absicht tragen, zwischen der Türkei, Afghanistan und Persien einen sogenannten asiatischen Pakt abzuschließen. Die Reise des türkischen Generals Fahrettin Pascha nach Persien, um einen alten persisch-afghanischen Streit zu schlichten, werde sicherlich dazu benutzt werden, um in dieser Beziehung Verhandlungen einzuleiten.

Gerüchtwiese verlautet, daß man in englischen Kreisen einem solchen Pakt ablehnend gegenüberstehe.

Die polnische Minderheiten-Erklärung in Kraft.

Eine halbamtliche polnische Mitteilung

DNB Warschau, 29. September.

Die halbamtliche „Gazeta Polska“ hebt als wichtigstes Ereignis der Genfer Aussprache für Polen die Erledigung der Minderheitenfrage hervor. Durch die Ablehnung der Ausdehnung des Minderheitenschutzes auf alle Staaten sei die Bed'ische Erklärung in Kraft getreten, daß Polen sich nicht mehr durch die Kontrollrechte des Völkerbundes auf Grund des Minderheitenschutzvertrages verpflichtet fühle. Polen habe in Genf zwei Möglichkeiten gestellt: Entweder Minderheitenschutz in allen Staaten oder Ablehnung der Mitarbeit am Minderheitenschutz in Polen.

Die polnische Haltung sei völlig klar und einfach: Polen lehne die Durchführung aller Beschlüsse ab, die auf Grund des Minderheitenschutzvertrages gefaßt wurden. Das müsse ausdrücklich gesagt werden, damit niemand überrascht werde. Der polnische Außenminister habe den Gefühlen und Beschlüssen Polens männlich und stark in Genf Ausdruck verliehen. Die Unwiderstehlichkeit dieser Beschlüsse müßten alle ehrlichen Leute in der Welt verstehen.

Außenminister Bed, der am Sonntag mittag über Wien in Warschau eintrifft, wird auf allen Bahnhöfen innerhalb Polens, auf denen der Zug hält, von der Bevölkerung feierlich begrüßt werden. Ein besonderer Massenempfang findet in Warschau statt. Nicht nur der Verband der Legionäre, sondern alle anderen großen Verbände fordern die Bürger auf, vor dem Hauptbahnhof zu erscheinen und Bed zu begrüßen. In den Aufrufen heißt es, Polen gebe allen Bürgern gleiche Rechte, habe aber jetzt in Genf die Einmischung dritter Personen in seine inneren Angelegenheiten abgelehnt und damit die letzte Spur der politischen Abhängigkeit entfernt.

Der „Wahnsinnssturm, der über Polen hinwegfegte“.

Pariser Pressestimmen zur polnischen Ostpakt-Note.

DNB Paris, 29. September.

Einige Pariser Morgenblätter befassen sich am Sonntagabend eingehend mit der polnischen Antwortnote auf die französisch-sowjetrussischen Ostpaktvorschlüsse.

Die Außenministerin des „Deuore“ schreibt u. a., man habe sich zwar keinen besonderen Illusionen hingegeben, aber auch niemals geglaubt, daß diese Note eine Art politisches Glaubensbekenntnis enthalten würde, das sich in deutlicher und brutaler Form gegen den ganzen Sicherheitsapparat wende, der seit 15 Jahren aufgebaut worden sei. Aus der polnischen Note gehe deutlich der Wunsch hervor, nichts zu unternehmen, was dem deutsch-polnischen Abkommen irgendwie hinderlich sein könnte. Alle anderen Fragen traten daneben in den Hintergrund. Man könne Polen zwar keinen Vorwurf machen, und es stehe ihm frei, die Politik zu betreiben, die es für zweckmäßig erachte. Eine Kritik sei nur deshalb angebracht, weil Polen seit Januar fast täglich protestiert habe, wenn man von dieser neuen Politik sprach. Es sei auch interessant, daß dieses Schriftstück die neue polnische Politik gegenüber der Tschechoslowakei, Ungarn und Österreich festlege.

Gemeinsame Grenzen mit Ungarn seien von je her der Wunsch Polens gewesen, und es sei anzunehmen, daß gelegentlich des Besuchs von Gombos in Warschau ein Nichtangriffs- und Freundschaftsvertrag zwischen beiden Ländern abgeschlossen werde. Frankreich werde Polen wahrscheinlich in aller nächster Zeit einige Fragen vorlegen, welchen Platz das französisch-polnische Bündnis in dem neuen Schema der polnischen Politik einnehme. Dieser Frage gegenüber erwiderte sich die zweite, über die Bedeutung des deutsch-polnischen Abkommens. Die Außenministerin des Blattes will aus höherer Quelle erfahren haben, daß Barthou und Litwinow jetzt alle Anstrengungen machen werden, um die englische Öffentlichkeit darüber aufzuklären, daß die polnische Politik für die Aufrechterhaltung des Friedens in Europa schädlich sei. Zusammen mit den baltischen Staaten, der Tschechoslowakei und Rumänien würden Frankreich und Sowjetrußland dann abwarten, bis sich der Wahnsinnssturm, der augenblicklich über Polen hinwegfegte, gelegt habe.

„Le Jour“ erklärt, daß die Gesichtspunkte, die Polen in seiner Note vertrete, nicht der Vernunft entbehrten. Polen ziehe zweiseitige Verträge vor. Eine 15jährige Vergangenheit habe zur Genüge gewiesen, was Verträge und Pakte wert seien, unter die jeder seine Unterschrift setze, weil er wisse, daß sie doch zu nichts verpflichten. Da Deutschland an dem Ostpakt nicht teilnehmen wollte, halte sich Polen ebenfalls fern. Es sei selbstverständlich, daß der Pakt nur dann einen Sinn habe, wenn Deutschland sich daran beteilige. Barthou habe gehofft, von Deutschland wenigstens die Verpflichtung für eine vernünftige Politik (?) zu erhalten. Diese Hoffnung habe sich nicht erfüllt und damit sei der Pakt hinfällig geworden. Polen stelle in seiner Antwort lediglich diese Tatsache fest.

Frankreichs Marineattaché ehrt die jungen deutschen Helden der „Niobe“.



Der französische Marineattaché in Berlin, Fregattenkapitän de Rivoyre weihte dieser Tage in Kiel. Er benutzte die Gelegenheit zu einer ritterlichen Geste und legte auf dem Marine-Friedhof am Denkmal der am 21. Juli 1932 untergegangenen Besatzung des Segelschiffes „Niobe“ einen Kranz nieder.

Großer Ölbrand in Nienhagen.

Ein Bohrturm in Flammen.

DNB Celle, 29. September.

Ein großer Ölbrand entstand heute morgen gegen 7,20 Uhr infolge Gasausbruches in einer von der Düsselborfer Firma Daniel & Lüg im Nienhagener Ölgebiet niedergebrachten Bohrung. In wenigen Augenblicken fand der große Bohrturm in Flammen. Sechs Arbeiter wurden verletzt. Das Schicksal zweier Arbeiter, die sich oben im Bohrturm befanden, ist noch ungewiß. Die Ausmaße und die Folgen des Unglücks lassen sich zunächst noch nicht übersehen. Die Feuerwehren der umliegenden Dörfer eilten

zur Hilfeleistung herbei. Gegen 7,45 Uhr wurde auch die Celler Feuerwehr alarmiert.

Der Kröjus von El Salvador gestorben.

DNB San Salvador, 29. Sept.

Einer der reichsten Männer El Salvadors, der Statistiker Mauricio Meardi, der seit 55 Jahren hier ansässig ist, ist gestorben. Durch Meardis Kapital, das man auf 40 Millionen Colones (etwa 80 Millionen Reichsmark) schätzt, wurde fast die gesamte Kaffeelernte El Salvadors und ihre Ausfuhr finanziert. Meardis Konzern umfaßt rund 50 Unternehmen, darunter Fabriken, Banken, Elektrizitätswerke, Kinos und Apotheken.

Erkaltete Freundschaft.

Von unserem Pariser Korrespondenten.

R. H. Paris, Ende September.

Die Haltung Polens in den wichtigen Fragen der europäischen Politik und besonders in der Ostpaktfrage zeigt immer deutlicher, daß die Regierung in Warschau heute nicht mehr daran denkt, sich bedingungslos oder gar unter Hintanstellung der eigenen Interessen in das Schlepptau der französischen Politik nehmen zu lassen. Die Zeiten, wo polnische Staatsmänner alljährlich mehrere Male, um sich beraten zu lassen, am Quai d'Orsay vorstapfen, gehören allem Anschein nach der Vergangenheit an. Die Abneigung Warschaws gegen die französische Einmischung in die polnische Außenpolitik ist in der letzten Zeit immer offener zutage getreten. Und heute stellt Paris mit Bedauern fest, daß die ehemals sehr engen Beziehungen zu Polen an Verfestigkeit arg verloren haben. Man versucht natürlich in Regierungskreisen, nur Polen für die Erkaltung der Freundschaft verantwortlich zu machen.

Wie ist es zu dieser Verfestigung gekommen? Die Gründe liegen nämlich schon weiter zurück, wie selbst der offiziöse „Temps“ vor kurzem offen zugab.

Bei den Verhandlungen über den polnisch-russischen Nichtangriffspakt im Jahre 1932 zeigte sich zum ersten Male deutlich, daß Warschau Wege einschlug, die es sich nicht von Paris vorzeichnen ließ. Frankreich, das zwar grundsätzlich mit dem polnisch-russischen Abkommen einverstanden war, versuchte jedoch die Warschauer Regierung zu bestimmen, solange mit der Unterzeichnung des Vertrages zu warten, bis ein rumänisch-russischer Nichtangriffspakt zustande gekommen war. Zur gleichen Zeit schwebten nämlich damals auch Verhandlungen zwischen Rußland und Rumänien. Es lag nun in den Wünschen des Quai d'Orsay, daß Warschau diesen von Paris inspirierten Plan unterstützte. Als aber die Verhandlungen zwischen Rumänien und Rußland sich wegen Bessarabiens sehr lange hinzogen, schloß Polen, ohne Rücksicht auf die Pariser Wünsche, im Juli 1932 den Nichtangriffspakt mit Rußland ab. Paris war darüber sehr verstimmt, auf diesen nach französischer Ansicht vorzeitigen Abschluß führte man es zurück, daß die rumänisch-russischen Verhandlungen ergebnislos abgebrochen wurden.

In Warschau erregte andererseits wieder die Haltung der französischen Regierung in den Viererpaktverhandlungen des vorigen Jahres Versehen. Die polnische Regierung hätte gerne gesehen, wenn das Viererabkommen auch auf Polen ausgedehnt worden wäre. Man warf Paris vor, diesen Versehen nicht den nötigen Nachdruck verleihen zu haben. Wie wenig jedoch Polen geneigt war, sich vor den Augen der französischen Politik spannen zu lassen, bewies der im Januar dieses Jahres mit Deutschland für eine Dauer von zehn Jahren abgeschlossene Nichtangriffspakt. Waren schon die Vorverhandlungen mit Mithrasen in Paris aufgenommen worden, so verursachte erst recht die Unterzeichnung des Vertrages eine nicht zu verbergende Verärgerung, über die auch die heuchlerischen, „bestimmenden“ Kommentare der offiziellen Presse nicht hinwegtäuschen konnten. Polen wurde jetzt wirklich das Sorgenkind des Quai d'Orsay.

Die verschiedenartigen Auffassungen und Gegensätze in den grundsätzlichen Fragen der Politik drängen zu einer Aussprache. Darum fuhr Barthou im April nach Warschau. War es früher eine Selbstverständlichkeit, daß die polnischen Staatsmänner nach Paris kamen, so zeigte die Tatsache, daß ein französischer Außenminister die weite Reise nach Warschau antrat, daß ein politischer Wandel eingetreten war. Der greise ewig jung sein wollende und oft über sein eigenes Alter witzelnde Barthou wurde in Warschau gewiß mit allen Ehren empfangen, die dem Vertreter einer verbündeten Großmacht zukommen. Aber es blieb hinterher doch nicht verborgen, daß es dem mit allen Schlichen der Diplomatie ausgerüsteten französischen Staatsmann nicht gelungen war, die Gegensätze und Mißverständnisse zu beseitigen.

Auch die Haltung Polens gegenüber den Barthouschen Ostpaktvorschlüssen ist ein Beweis dafür, daß Warschau nicht mehr daran denkt, einfach nach der Platte des Quai d'Orsay zu tanzen. In Paris muß man heute damit rechnen, daß die eifrigen Bemühungen Barthous, den polnischen Außenminister in Genf von der Notwendigkeit einer Zustimmung zum Ostpakt zu überzeugen, ohne Erfolg geblieben sind. Man gibt sich hier darüber keine Illusionen mehr hin. Selbst wenn es Barthou doch noch fertig bringen sollte, durch eine andere Lösung die Widerstände der Polen zu brechen, so dürfte jedoch diese Einigung kaum instand sein, das herzhafte Freundschaftsverhältnis der früheren Jahre wiederherzustellen. Die Entfernung zwischen Paris und Warschau ist schon zu groß.

Wie entgegengesetzt die Auffassungen der beiden Regierungen sind, bewies auch der Genfer Vorstoß des polnischen Außenministers in der Minderheitenfrage. Die maßgebenden politischen Kreise der Seinestadt werden es kaum verschmerzen können, daß Polen dadurch das Minderheitenrecht des Völkerbundes, die Unantastbarkeit des Versailler Vertrages in Frage gestellt und somit tatsächlich ein Kernwerk der gesamten französischen Politik der Nachkriegszeit beraubt hat. Daß Paris auch dadurch noch dem Revisionsgedanken neuen Schwung gegeben hat, ist am Quai d'Orsay mit ganz

sonderem Mißfallen vermerkt worden. Inzwischen hat zwar Herr Ved seinen Antrag auf allgemeine Anwendung des Minderheitenrechts wieder zurückgezogen, aber er hat dabei keinen Zweifel daran gelassen, daß er grundsätzlich seine Einstellung nicht geändert hat. Nur taktische Gründe haben ihn zur Zurückziehung des Antrages veranlaßt.

Zur Beruhigung der französischen Öffentlichkeit, der die Abkühlung der ehemals so herzlichen Beziehungen zu den Verbündeten im Osten auf die Dauer nicht verborgen bleiben konnte, wies man in den letzten Tagen in Regierungskreisen auf das französisch-polnische Militärabkommen hin. Dieses Abkommen vom Jahre 1921, als Barthou im Kabinett Briand Kriegs-

minister war, ist selbstverständlich heute noch gültig. Doch die französischen Generalstabsoffiziere, die zur Instruktion der polnischen Armee sich jahrelang im Osten aufhielten, sind längst in aller Stille wieder nach Frankreich zurückgerufen worden.

Die Massenausweisungen der polnischen Arbeiter aus Frankreich und die Verhaftung französischer Direktoren in Warschau haben auch nicht zur Vertiefung der Freundschaft beigetragen, obwohl man natürlich die politischen Rückwirkungen dieser Tatsachen nicht überschätzen darf. Immerhin sind sie bezeichnend für die gegenwärtige Spannung, die gewiß durch die Vorbehalte der polnischen Diktatur nicht gemildert wird.

Abschluß der Manöver an der Marne.

Lobspprüche auf den Kampfwert der Truppe.

DNB Paris, 29. September.

Die großen Manöver in der Gegend von Meaux (Departement Marne), die am Mittwoch begonnen haben, sind am Freitag abgeschlossen worden. Auch die Schiedsrichter sind noch aus. Man weiß aber auf die vorzügliche Haltung der Reservisten hin, die den aktiven Truppen nicht nachgestanden hätten. Auch die Befürchtungen, daß die Zerfahrenheit der Margiten und Kommunisten die Moral der Reservisten beeinträchtigt habe, sollen sich nicht verwirklicht haben. General Weygand und der Chef des Großen Generalstabs, Camelin, haben dem letzten Abschnitt der Manöver beigewohnt. General Pretat, der in seiner Eigenschaft als Mitglied des Obersten Kriegsrates ebenfalls an den Manövern teilgenommen hat, erklärte, daß die Reservisten, wenn sie noch zehn Tage unter Waffen stünden, einen ebenso großen Kampfwert hätten wie die aktiven Truppen. Auf alle Fälle könne der Versuch als erfreulich bezeichnet werden.

„Echo de Paris“ sucht seinerseits einige Schlussfolgerungen zu ziehen und stellt dabei fest, daß die Reservoffiziere, die die Kurse an der Kriegsschule besuchten, den anderen weit überlegen seien. Bei den Leutnants habe man festgestellt, daß es ihnen an der notwendigen Autorität fehle. Sie seien nicht gewohnt zu befehlen. Die Mannschaften hätten doch durchweg einen vorzüglichen Eindruck gemacht.

„Krieg im Frieden“.

Sensationeller Bericht Pembroke Stephens' über seinen Besuch im Saargebiet.

DNB London, 29. September.

Der Sonderberichterstatter des „Daily Express“, Pembroke Stephens, meldet aus Saarbrücken: Ein Besuch der Westgrenze des Saargebietes könne mit dem Ausdruck bezeichnet werden „Krieg im Frieden“. Tausende von französischen Soldaten bereiten sich dort auf „den Tag“ vor, an dem sie die Drohung ihres Außenministers Barthou zur Tat machen könnten. Der Donner der französischen schweren Artillerie sei nachts in den Wäldern an der Grenze vernehmbar.

Änderung des Nachbäckverbots.

Durch das Gesetz vom 26. März 1934 war der Arbeitsbeginn in Bäckereien und Konditoreien für Vorarbeiten auf 4 Uhr, für den vollen Betrieb auf 4 1/2 Uhr und der Beginn der Abgabe von Bäckern und Konditorwaren auf 6 Uhr morgens festgelegt worden. Da dieses Gesetz nur für die Zeit vom 1. April bis zum 30. September Geltung hatte, tritt vom 1. Oktober ab durch das Gesetz zur Änderung der Bäckereiverordnung vom 26. September 1934 eine Neuregelung des Nachbäckverbots ein. Danach darf der Betrieb künftig erst um 4 1/2 Uhr morgens aufgenommen werden, gleichviel ob es sich um Vorarbeiten oder um andere Betriebsarbeiten handelt. Dementsprechend ist die Abgabe von Bäckern und Konditorwaren aus dem Herstellungsbetrieb an die Verbraucher vom 1. Oktober ab erst von 6 1/2 Uhr, die Abgabe zur Versorgung von Wiederverkaufsstellen erst von 6 1/2 Uhr morgens ab zulässig. Der Beginn des Verkaufs aus offenen Verkaufsstellen wird von den zuständigen Behörden gleichfalls auf 6 1/2 Uhr morgens festgelegt werden. Der vorübergehend bis zum 30. September zulässige 4 1/2 Uhr-Beginn war durch ernährungspolitische Rücksichten bestimmt worden; nach deren Wegfall erwies sich die Festlegung des Betriebsbeginns auf 4 1/2 Uhr, also um eine halbe Stunde später als erforderlich, um zwischen den Wünschen nach möglichst frühem Beginn und dem notwendigen Schutz der Arbeiterkraft einen gerechten Ausgleich zu schaffen.

Das Urteil im Prozeß Nagel

Münster, 29. September.

Heute mittag 12 Uhr verkündete das Gericht das Urteil im Prozeß Nagel und Genossen. Der frühere Gauobmann und Bezirksleiter der Deutschen Arbeitsfront Walter Nagel wird wegen erworbener Untreue zu drei Jahren Zuchthaus und 6000 Mark Geldstrafe, ersatzweise einem Monat Zuchthaus, der frühere Stellvertreter des Gauobmanns Uhl wegen erworbener Untreue zu zwei Jahren und sechs Monaten Zuchthaus und 3000 Mark Geldstrafe, ersatzweise vierzehn Tagen Zuchthaus, der frühere Kreisleiter der NSD Wilhelm Riemenschneider wegen erworbener Untreue zu einem Jahr Zuchthaus und 600 Mark Geldstrafe, ersatzweise einer Woche Zuchthaus, der frühere Abteilungsleiter August Bionet wegen Untreue und Anstiftung zur Untreue zu zwei Jahren und einem Monat Gefängnis und 5000 Mark Geldstrafe, ersatzweise einem Monat Gefängnis, verurteilt. Die Angeklagten Eick Nagel und Kaver Bühl werden freigesprochen. Den Angeklagten ist die Unterfuchungshaft angerechnet worden.

Niemals seit dem Kriege hätten die Einwohner von Saarbrücken so heftiges Geschützfeuer gehört. Hunderte von Arbeitern seien damit beschäftigt, die neuen strategischen Straßen, die von Metz und Straßburg nach dem Herzen des Saargebietes führen, zu erweitern und auszubessern. Wagen mit französischen Offizieren und große Lastkraftwagen mit Sandsäcken für die neuen französischen Forts westlich des Saargebietes seien ständig unterwegs. Auf einer großen Ebene außerhalb der Stadt Bilsch, 15 Kilometer von der deutschen Grenze, seien große Truppenmassen versammelt. Zu den vorhandenen Kasernen seien noch zuletzt Lager gekommen, die mit weiß uniformierten afrikanischen Truppen angefüllt seien. Er, der Berichterstatter, sei Duzenden von Tanks begegnet, die an den Wegen im Schatten der Bäume hielten. In Roßbach habe er einen Eisenbahzug voller französischer Soldaten passiert. Einer der Soldaten habe ihm erklärt: „Unser General sagte uns auf dem Paradeplatz von Bilsch: Die Lage im Saargebiet ist äußerst kritisch. Ihr müßt bereit sein, sofort auf Befehl dem Rufe Frankreichs zu folgen, um nach Saarbrücken zu marschieren, um jeden Putz zu unterdrücken. Jedermann muß bereit sein.“ (1) Die Truppenübungen bestanden aus Gewaltmärschen. Die Leute machten einen sehr ermüdeten Eindruck. Die Sanitätswagen waren voll mit Leuten, die sich die Hüfte wundgelaufen hatten.

Vor einem Gasthaus sah der Korrespondent Rekruten in Zivilkleidung, die einen sehr niedergeschlagenen Eindruck machten und ihren letzten Tag der Freiheit mit Weintrinken begannen. Schließlich lag der Korrespondent noch, der französische General habe eine Lücke in den Grenzbefestigungen zwischen St. Avold und Bilsch südwestlich von Saarbrücken entdeckt. Große Scharen von Arbeitern, die in den Septemberwochen die Weisen tätig seien, beschäftigten sich damit, das Terrain zu ebenen und Tunnels für unterirdische Befestigungen zu bauen. Eisenbahnlinien würden direkt in die Hügel hineingebaut, um dorthin Munition für schwere Geschütze befördern zu können. Die noch nicht fertiggestellten Befestigungen seien von Stacheldrahtverhau umgeben. Zementtürme und Geschützstände würden grün angestrichen. Es gebe drei Linien von Befestigungen, mit Maschinengewehren, leichten Artillerieposten und Türme für schwere Minengeschütze. In Bilsch würden die Befestigungen härter werden, als die von Verdun.

Englische Stimmen zu den Saar-Drohungen Barthous.

DNB London, 29. September.

Der diplomatische Mitarbeiter der „Morning Post“ schreibt, Barthous nachdrückliche Erklärung, daß Frankreich bereit sei, die Freiheit der Volksabstimmung im Saargebiet zu sichern, lenke die Aufmerksamkeit auf den Punkt Europas, der am reichsten an Gefahrenmöglichkeiten sei. Seine offeneren Aussagen spiegeln die zunehmende Nervosität wider, mit der die französische Regierung das Ergebnis der Abstimmung erwarte.

In einem Leitartikel des „News Chronicle“ heißt es, die Lage im Saargebiet sei besorgniserregend genug. Sie werde durch solche Äußerungen wie die drohenden Worte Barthous nicht gebessert. Barthou erklärte, Frankreich wolle dringend, daß alle Faktoren verschwinden, die ein Eingreifen im Saargebiet notwendig machen würden. Aber dieser richtige und vernünftige Wunsch werde nicht durch Drohungen mit isolierten Eingriffen erfüllt, die nur die Gefühle in Deutschland und im Saargebiet selbst entflammen könnten, sondern durch ausreichende Stärkung des Völkerverbundes.

Der belgische Finanzminister bleibt.

Brüssel, 29. September.

Im Kabinettsrat am Freitagabend haben sich sämtliche Minister nach mehrstündigen Beratungen darauf geeinigt, durch umfassende Sparmaßnahmen auf allen Gebieten das Gleichgewicht im Staatshaushalt für 1935 herzustellen. Es wurde vereinbart, daß jedes Ministerium bis zum 15. Okt. dem Finanzminister entsprechende Vorschläge unterbreiten soll. Unter diesen Umständen hat der Finanzminister sich entschlossen, weiter in seinem Amte zu bleiben.

Der Fehlbetrag, der durch Einsparungen gedeckt werden soll, beläuft sich nach privaten Schätzungen auf etwa eine Milliarde Franken. Kriegsminister Devezze, der noch am Mittwoch in der Presse erklärt hatte, daß die Heeresausgaben keine Einschränkungen vertragen, hat am Freitagabend in einer Unterredung mit der Broquerville sich bereit erklärt, auf 44 Millionen Franken im ordentlichen Haushalt des Landesverteidigungsministeriums zu verzichten und von dem Sonderkredit, den das Parlament im vorigen Jahre für das Jahr 1935 zur Verfügung gestellt hat, 100 Millionen für das Jahr 1936 zurückzustellen. Ferner hat der Kriegsminister sich damit einverstanden erklärt, die Verordnungen seines Ministeriums denselben Einschränkungen zu unterwerfen, die für die übrigen Staatsbeamten beschlossen werden. Nach dem Einlenken des Kriegsministers haben auch die übrigen Minister, insbesondere der Unterrichts- und der Sozialminister, die sich erst heute gegen die Beschränkung der Ausgaben ihrer Ministerien gewehrt hatten, ihren Widerstand aufgegeben.

Steuerentwürfe vom Reichsfinanzministerium fertiggestellt.

Verwaltung und Wirtschaft wurden gehört.

NdZ Berlin, 29. September.

Die vom Staatssekretär im Reichsfinanzministerium, Fritz Reinhardt, herausgegebene „Deutsche Steuerzeitung“ meldet, daß der genaue Inhalt der neuen Steuerentwürfe erst bekanntgegeben werden könne, wenn das Reichskabinett diese Gesetze endgültig beschlossen haben wird. Die Arbeiten im Reichsfinanzministerium seien abgeschlossen. Die Entwürfe, im Rahmen der Richtlinien der Reinhardt'schen Steuerreform aufgestellt, waren an die Landesfinanzämter überwiesen worden, wo die besten Fachmänner vom Standpunkt der Praxis im Lande aus dazu Stellung nahmen. Auch die Erfahrungen der Rechtsprechung kamen in einer Stellungnahme der zuständigen Stellen des Reichsfinanzhofs zum Ausdruck. Soweit möglich, wurden die dabei hervorgehobenen Wünsche in Bezug auf Verwaltungsvereinfachung und Rechtssicherheit berücksichtigt. Im Finanz- und Steuerrechtsausschuß der Akademie für deutsches Recht seien dann die Entwürfe eingehend mit den Vertretern der Länder, Gemeinden, der Industrie, des Handels, der Landwirtschaft und des Handels durchgesehen worden. Dabei kamen die Erfahrungen der Wirtschaftszweige zutage, und zwar mit dem Blick auf die Interessen des Volksganges, die im Gegensatz zu den Interessentenstandpunkte im Parteistand nunmehr allein maßgebend sind.

Im Oktober 1934 würden die folgenden Gesetze erscheinen: 1. Das neue Einkommensteuergesetz, 2. das neue Körperschaftsteuergesetz, 3. das neue Reichsbewertungsgesetz, 4. das neue Vermögenssteuergesetz, 5. das Gesetz zur Änderung des Erbschaftsteuergesetzes, 6. das Bodenschätzungsgesetz, 7. das neue Umfahsteuergesetz, 8. das neue Kapitalverkehrssteuergesetz, 9. das Steueranpassungsgesetz.

Das neue Einkommensteuergesetz werde nur 51 Paragraphen zählen, während das bisherige 117 Paragraphen umfaßte. Es werde am 1. Januar 1935 in Kraft treten und erstmalig auf die Veranlagungen für das Kalenderjahr 1934 anzuwenden sein. Die Vorschriften über die Lohnsteuer würden erstmalig auf den

Arbeitslohn anzuwenden sein, der für nach dem 31. Dezember 1934 erfolgende Dienstleistungen gewährt wird.

Das neue Vermögenssteuergesetz werde erstmalig im Jahre 1936 angewendet, während für 1935 die Vermögenssteuer nach den gleichen Vorschriften erhoben werde wie für 1934. Das Bodenschätzungsgesetz werde eine Ergänzung des Reichsbewertungsgesetzes sein. Es sehe die Schaffung von Hilfsmitteln vor, die die Überleitung von den Werten der Vergleichsbetriebe zu den Werten der übrigen Betriebe erleichtern und sichern werde.

Die Steuerkarte für 1935.

Steuerermäßigung auch für volljährige Kinder zur Berufsausbildung.

NdZ Berlin, 29. September.

Der Reichsfinanzminister hat, wie das NdZ meldet, die Bestimmungen über die Ausfertigung der Steuerkarte für 1935 erlassen. Der Wortlaut der Steuerkarte 1935 berücksichtigt bereits die Vorschriften des neuen Einkommensteuergesetzes. Im Entwurf des neuen Einkommensteuergesetzes sei vorgesehen, daß auf Antrag der Arbeitnehmer auch für volljährige Kinder bis zum Alter von 25 Jahren, die auf sich selbst für einen Beruf ausgebildet werden, eine Steuerermäßigung gewährt wird. Es werde in den neuen Lohnsteuerdurchführungsbestimmungen verfügt werden, daß die in Frage kommenden volljährigen Kinder ebenso wie die Ehefrau und die minderjährige Kinder von der Gemeindebehörde auf der Steuerkarte eingetragen werden. Während die Ehefrau und die minderjährigen Kinder aber unmittelbar auf Grund der Verordnungsbestimmungen eingetragen werden, sei die Zahl der zu berücksichtigenden volljährigen Kinder erst auf Antrag der Arbeitnehmer von der Gemeindebehörde des Wohnortes des Steuerpflichtigen einzutragen. Auf der Steuerkarte 1934 hatte die Gemeindebehörde auf die Zahl der Hausgehilfinnen einzutragen. In den neuen Bestimmungen wird verfügt werden, daß für 1935 Hausgehilfinnen durch Eintragung des freien Betrages vom Finanzamt zu berücksichtigen sind. Ebenso wie im Vorjahre ist auch für die Steuerkarte 1935 die Frage nach der Religion des Arbeitnehmers ausdrücklich vorgeschrieben, die Kirchenbehörden vielfach unmittelbar auf Grund der Steuerkarte die Kirchensteuer veranlagten. Da die Steuerkarte 1935 auch die Erhebung der Bürgersteuer diene und der Bürgersteuer 1935 voraussichtlich alle Personen unterliegen, die am 1. Oktober 1934 das 18. Lebensjahr vollendet haben, dürfte die Ausfertigung der Steuerkarte 1935 nur bei Personen unterbleiben, die am 1. Oktober 1934 noch nicht 18 Jahre alt sind. Steuerarten seien also für alle Arbeitnehmer auszusprechen, die vor dem 1. Oktober 1916 geboren sind.

Italienische Gesandtschaft in Peking wird Botschaft.

Ueberraschung in London.

L London, 29. September.

Die italienische Regierung hat ihre Gesandtschaft in Peking in eine Botschaft umgewandelt. Wie die Blätter melden, hat diese Aufgabe in Londoner Antikreisen große Ueberraschung hervorgerufen. Dies bedeute, so heißt es, daß der nationalen Regierung Chinas, die außer Nanjing nur einen kleinen Teil Chinas überwache, eine diplomatische Anerkennung gewährt werde, die beispielsweise die gleiche sei, wie sie die Regierung der Vereinigten Staaten erhalte. Italien habe den Schritt unternehmen, ohne Großbritannien zu Rate zu ziehen. Es könne nichts unternommen werden, als dagegen zu protestieren, daß die italienische Regierung die Vereinbarung vom Jahre 1919 hätte beobachten sollen. Dieser Protest werde vielleicht erfolgen. Die britische Regierung werde möglicherweise ebenfalls ihre Gesandtschaft in eine Botschaft umwandeln, da die nationale chinesische Regierung als die einzige anerkannt werde, die am meisten den Titel Regierung verdiene.

Erst Freilassung der sowjetrussischen Staatsangehörigen.

Vorbedingung für den Besitzwechsel an der chinesischen Ostbahn.

DNB Moskau, 29. September.

Wie aus Moskau gemeldet wird, hat die sowjetrussische Regierung als Vorbedingung für den Besitzwechsel an der Ostbahn die Forderung gestellt, die verhafteten sowjetrussischen Staatsangehörigen in Charkow und anderen Orten Mandshuwa freizulassen. Nach einer weiteren Mitteilung aus Charkow hat die sowjetrussische Regierung den Chef der chinesischen Ostbahn, Ingenieur Rudi, auf die Möglichkeit eines Besitzwechsels an der Ostbahn hingewiesen.

Schweres Eisenbahnunglück in England.

DNB London, 29. September.

Am Freitagabend kurz nach 9 Uhr rannte der Schnellzug London - Fleetwood von hinten in einen von Warrington nach Wigan fahrenden Lokalgzug hinein, der sich gerade in Bewegung gesetzt hatte. Die Schnellzuglokomotive warf den Triebwagen des Lokalgzuges, der sich hinten befand, um und begrub ihn unter sich. Man glaubt, daß der Zugführer des Schnellzuges den Tod gefunden hat. Der Heizer wurde verletzt. Die meisten Toten und Verletzten waren Insassen des vordersten Wagens des Schnellzuges, der teilweise eingedrückt wurde. Von den Insassen des Lokalgzuges wurde nur der Zugführer verletzt, der einen Bruch des Schulterblattes erlitt. Nach dem Zusammenstoß rief sich der Lokalgzug vom Triebwagen los und lief ungefähr 100 Meter auf dem Gleis entlang. Dann geriet einer der Wagen in Brand. Doch konnte der Zugleiter das Feuer sofort löschen, und alle Insassen konnten sich unverletzt retten. — Um 1,20 Uhr früh waren die Rettungs-

mannschaften noch damit beschäftigt, Tote und Verletzte zu bergen. Es heißt, daß zehn bis zwölf (nach einer anderen Meldung acht oder neun) Personen getötet und 40 verletzt worden sind. Im Krankenhaus von Warrington liegen 26 Verletzte, davon zehn Frauen, die übrigen sind Männer. Kinder sind nicht dabei. Auch im Krankenhaus von Leigh befindet sich eine Anzahl Verletzte. Nach den bisherigen Meldungen sind vorläufig vier Tote geborgen worden.

Es handelt sich um das zweite schwere Unglück, das sich in diesem Jahre auf britischen Eisenbahnen ereignet hat. Am 6. September war in der Nähe von Glasgow ein Zusammenstoß zwischen zwei Zügen erfolgt, bei dem neun Personen getötet und 30 verletzt wurden.

Neue Verhaftungen in der Lindbergh-Angelegenheit.

DNB New York, 29. September.

Im Zusammenhang mit der Untersuchung gegen Hauptmann Lindbergh neue Verhaftungen erfolgt. Die Sensationsblätter beschäftigen sich ausführlich mit der Rolle, die eine dunkelhäutige Frau, unter dem Namen „Mary“ bekannt, in der Lindbergh-Angelegenheit gespielt haben soll. Sie soll Beziehungen zu Viktor Hich unterhalten haben. Zwei Tage vor der Verhaftung Hauptmanns ließ sie ihre Haare rot färben und erreichte durch verwirrte Erzählungen, wonach ihr Leben bedroht sei, die Aufmerksamkeit der Polizei. Am gleichen Tage, an dem Hauptmann festgenommen wurde, soll sie von der Polizei nach New York gebracht worden sein. Wichtiger als diese Festnahme erscheint die Verhaftung eines Mannes und einer Frau aus Chicago. Die Polizei vertritt die Annahme, daß es sich bei dem Mann um den langgesuchten „John“ handelt, der an der Empfangnahme des Lösegeldes beteiligt gewesen sein soll. Der Verhaftete gibt an, James Bowman zu heißen. Er gab zu, wegen Verletzung gestohlener Kraftwagen eine Zuchthausstrafe von 6 Jahren abgeleistet zu haben.

Protest Chinas gegen den Verkauf der Ostbahn.

DNB Nanjing, 27. September.

Die chinesische Regierung wird demnächst der japanischen und der russischen Regierung eine Note senden, in der sie Einspruch erhebt gegen den Verkauf der Chinesischen Ostbahn.

Auf Grund des Peking-Abkommens, das 1921 zwischen der chinesischen Republik und der Sowjetunion unterzeichnet, und des Abkommens von Moskau, das 1924 zwischen China und Rußland abgeschlossen wurde, siehe folgendes fest: 1. Die chinesische Regierung gilt als Teilhaber der Ostbahn und hat die gleichen Rechte wie Rußland. 2. Ein Verkauf der Chinesischen Ostbahn an einen Dritten kann nur mit Zustimmung des Vertragspartners stattfinden. 3. Die chinesische Regierung hat auf Grund der Abkommen von 1921 und 1924 das Vorkaufsrecht. Die chinesische Regierung betont, daß durch den Besitzwechsel alle Punkte dieser feineren geschlossenen Abkommen auf gründerlich verletzt worden seien. Sie erklärt weiter, daß alle Abkommen, die zwischen Rußland und Japan über die Ostbahn getroffen wurden, von der chinesischen Regierung unter keinen Umständen anerkannt werden würden. Die Zahlung der Kaufsumme durch Japan bedeute noch in seiner Weise, daß die Rechte Chinas damit erlöschen seien.

Heizt Union Briketts

Der gute, billige u. bequeme Brennstoff

Kein Rauch, kein Ruß, keine Schlacken

Der Friedensschluß im Volke.

Der Nationalsozialismus ist keine religiöse Bewegung.

Das Ehrengesetz der See und „Morro Castle“.

Die Reform der „Mira“.

Die Regierungskontrolle der amerikanischen Wirtschaft.

der „Nira“.

Für Rückkehr zum Goldstandard.

Chinesischer Protest gegen Roosevelts Silberpolitik.

414407 Amnestierte in Preußen.

Die Pilgerfahrt katholischer Frontkämpfer nach Lourdes.

Gute reinwollene

Mantelstoffe

135/145 cm breit

Boucle, Cottele, flache Crewls,
Diagonal, Marengo in schwarz,
marine und Modifarben, reiche
Auswahl in unveränderter

Preiswürdigkeit
12,50 10.- 8.- 6.- 4,50

Das Fachgeschäft der guten Stoffe

Reekers & Co.

Münster, Salzstraße 54

Einen sorgenfreien Lebensabend

„LEO“ Volks- und Lebensversicherungs-
bank auf Gegenseitigkeit, Köln.
Bezirksdirektion Münster, Achtermannstr. 4.

Lebensmittel-
geschäft

Genaues Studium
unseres Anzeigenteiles
hat schon vielen große
Vorteile gebracht!
Warum nicht auch Ihnen?

billig, beam. Gebot, gegen Kaffe
Zucker, Milchkaffee, Kakao, Bismarck

Zückerbrot!

Selbstuntersuchung, beste Kontrolle
Ausk.kostenl. Hannover Postfach 112

Dreidmasch. S.

in der Zeit
Dreißmäch, n
Ertola geb. n
Sämtl. Maie
Holz- u Eiser
arb. 1 vorh

aut. Zust. Die
h. 2 Stockw. 9
moll sich wend
s. Feink. Off.

Verdingung

1911 lobnen sich über
n. g. auch in kl. Lan
berd orten, mit na
ch. f. weisbar aut. G
ber- tola. — Hunder
u in Betriebe eine

fabr.	richtet.	Näher
Refl.	Jobs.	Stielbun
D. an	An 1.	Wesela. M

Heiraten

Heirat. Einbe-
rat vermittelt
Frau H. Gerlach
Münster Mühleng.

Strake 5. Tgl., a
Sonntags, a. lpre
chen. Rückn. Aus

Sind Sie eine
Stelle?

Bedienen Sie sich
der
kleinen Anzeige

in der
Tone-Teilung

Möbelhaus Heidmeier

Münster i. W., Glaspassage.

15 Schaufenster, zirka 150 Musterzimmer.

liefert formenschöne **Möbel aller Art**

in größter Auswahl äußerst billig
fachmännische Leitung und Bedienung
ung und Lieferung — Zahlungserleichterung.

5099

Falkenhayns letzte Reserve für schnellen Endsieg.

Der Einsatz der Bayern auf dem rechten Flügel.

Von unserem militärischen Mitarbeiter.

Als die Oberste Heeresleitung im September 1914 nach dem Mißlingen des ursprünglichen Kriegsplanes für den Westen vor der Aufgabe stand, in einer Neugestaltung ihrer Pläne alle Möglichkeiten für einen „Dennsch“-Sieg vor Beginn des Herbstes zu schaffen, stand ihr für eine neue Offensive noch eine starke Heeresreserve zur Verfügung: die 6. Armee des Kronprinzen von Bayern, die der Chef des Generalstabes, Generaloberst von Moltke, nach der Lothringer Schlacht und den ihr gefolgten Kämpfen in den Raum von Metz zurückgezogen hatte, damit sie einem französischen Durchbruchversuch aus der Front Verdun-Toul unter allen Umständen gewachsen wäre.

Anzweifeln war dann die Gefahr eines solchen Durchbruchs in den Hintergrund gerückt, und damit war die Verwendung der 6. Armee an derjenigen Stelle des Gesamtkampfgebietes möglich geworden, an der der Oberste Heeresleitung der Einsatz einer so bedeutenden Reserve an Streitkräften am nötigsten erscheinen würde. Diese Stelle konnte nur innerhalb des engeren Kampfgebietes jener Tage liegen, also im westlichen Teile des rechten Flügels der deutschen Front. Einen Abtransport dorthin hatte schon Moltke in Erwägung gezogen, bevor der Oberste Kriegsherr mit der Leitung der Geschäfte des Generalstabes des Feldheeres den Preussischen Kriegsminister General von Falkenhayn beauftragte hatte. Diesem war, als er vor der schweren Aufgabe der Aufstellung eines neuen Planes für die Kriegsentcheidung stand, klar: daß die drohende feindliche Umfassung der deutschen rechten Heeresflanke auf die Dauer nur durch Zuführung frischer Kräfte verhindert werden konnte. Diese Kräfte boten sich ihm in der bei Metz entzweit gewordenen 6. Armee. Zugleich aber erkannte er, daß er in diesem Kräftezusammenschluß nicht nur einen Planstich zur Verfügung hatte, sondern in einer so starken Heeresmacht sich an der gefährlichsten Frontstelle die Möglichkeit schaffte, als Grundlage des beginnenden zweiten Kriegsabschnittes eine große neue Umfassungsbewegung einzuleiten. Die Franzosen und Engländer würden, so rechnete er, durch die Anstrengungen der Verfolgungskämpfe nach der Marne-Schlacht ihre Kräfte völlig erschöpft haben und dem mächtigen Stoße einer neuen deutschen Flügelgruppe nicht mehr gewachsen sein.

Nachdem dann die Heeresgruppe des Generalobersten von Bülow in den Tagen nach der Beendigung des Marne-Zuges die Hoffnungen der Obersten Heeresleitung enttäuscht hatte, gewann die in der 6. Armee verfügbare Kräftereserve noch größere Bedeutung; denn jetzt war klar, daß eine entscheidende Bewegung zur Wiedergewinnung der Operationsfreiheit am rechten Flügel nur noch von dem Eingreifen der 6. Armee erwartet werden konnte. Dafür war allerdings ihr schnelles Eintreffen im neuen Versammlungsraum von ausschlaggebender Bedeutung, und hier bestand große Schwierigkeit; denn infolge der schlimmen Transportverhältnisse in Belgien und Nordfrankreich war der Antransport einer ganzen Armee aufs Schwerste behindert. Die weit hinter der Front ausgedehnten Truppen konnten nicht mit der Bahn in den Kampfraum befördert, sondern mußten in langen Fußmärschen herangezogen werden. So bedeutete eine so große Transportbewegung, angesichts des Feindes, sowie unter Bedrohung von Norden her durch Ausfälle aus dem belagerten Antwerpen, ein gewaltiges Wagnis.

Am 18. September vormittags fand im Großen Hauptquartier in Luxemburg zwischen General von Falkenhayn und dem Oberbefehlshaber der 6. Armee, Kronprinz Rupprecht von Bayern, sowie dessen Generalstabschef, Generalmajor Krafft von Dellmensingen, in Anwesenheit des nach außen noch für die Operationen verantwortlichen Generalobersten von Moltke und des Chefs der Operationsabteilung der Obersten Heeresleitung, Obersten Tappen, eine Besprechung statt, in der Falkenhayn die künftigen Aufgaben der 6. Armee darlegte. Ihr Hauptziel sei, „sobald und so stark als möglich auf dem rechten Heeresflügel anzutreten und hier in umfassendem Angriff die Entscheidung der Schlacht zu bringen, auch wenn die Kräfte nacheinander eingesetzt werden müßten.“

Daraufhin ergriff Generaloberst von Moltke das Wort. Er sah die Lage weniger günstig an als sein Nachfolger. Kronprinz Rupprecht schreibt über diesen Vorgang in seinem Kriegstagebuch: „Moltke soll am letzten Sonnabend bereits entschlossen gewesen sein, alles über die Maas zurückzunehmen, und von einem verlorenen Feldzuge gesprochen haben. Als ich ihn heute traf, war er wesentlich ruhiger als das letzte Mal, da ich ihn gesehen. Falkenhayn erteilte in seiner Gegenwart, von Tappen unterstützt, sämtliche Aufträge.“

Moltke betonte nun, daß „die Hauptaufgabe der 6. Armee immer das entscheidende Eingreifen am rechten Flügel bleibe und hierzu die Versammlung aller Kräfte abgewartet werden müsse.“ Dieser Auffassung trat auch Oberst Tappen bei und auch Kronprinz Rupprecht selbst, der ernste Bedenken gegen den „tropfenweisen Einsatz“ der Kräfte äußerte. Der Kronprinz schreibt allerdings: „Auf mein Bedenken sagte Falkenhayn zu mir, er ließe mir völlig freie Hand bei der Lösung dieser Aufgabe“, aber das amtliche Werk des Reichsarchivs weiß davon nichts. Es heißt darin: „Zu einer weiteren Aussprache hierüber kam es jedoch nicht, da General von Falkenhayn die Besprechung schloß unter Betonung der Auffassung, daß alles zu rascher Entscheidung dränge. Die Lage sei so gespannt, daß man nicht zögern dürfe, die eintreffenden Verbände einzeln und nach und nach einzusetzen. Es handele sich um den letzten feindlichen Widerstand, bei dem unter Umständen ein einzelnes Bataillon den Ausschlag geben könnte. Die Truppen müßten nötigenfalls selbst „bataillonsweise“ in die Schlacht geworfen werden.“

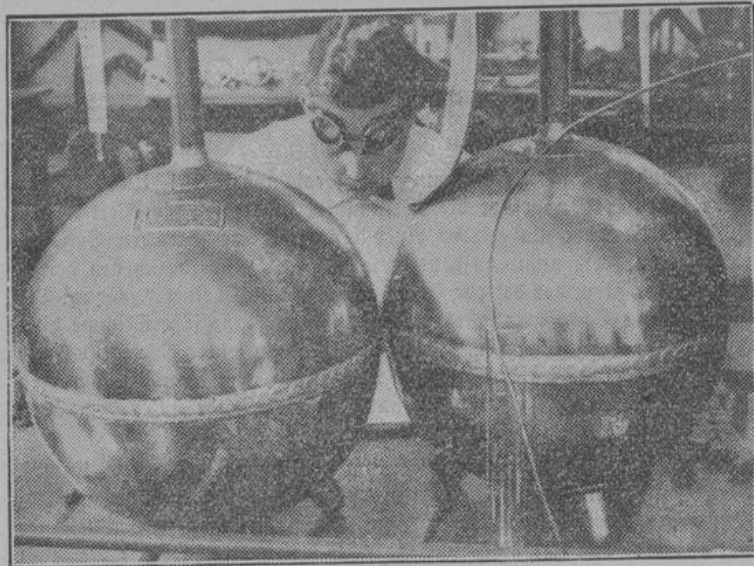
Schließlich gab Falkenhayn seinen Anweisungen die endgültige Fassung: „6. Armee hat mit den zuerst eintreffenden Teilen etwa in der rechten Flanke des Heeres neuauftretende feindliche Abteilungen zurückzuwerfen und damit die Sicherung der rechten Heeresflanke zu übernehmen. Hauptziel der 6. Armee muß aber immer das sein, möglichst bald und mit möglichst starken Kräften, wenn sie sich nacheinander eingesetzt werden, die Schlachtentscheidung auf dem rechten Heeresflügel herbeizuführen.“

Mit bezeichnendem Skeptizismus vermerkt Kronprinz Rupprecht in seiner Aufzeichnung dieses Tages: „Der uns gewordene Auftrag klingt sehr schön, wenn wir nur wüßten, wo und wann die eigenen Truppen ankommen oder wo sie sich bereits befinden.“ So lag der Beginn der neuen Offensive zunächst noch in weitem Felde. Ehe sie beginnen konnte, mußten die hartkämpfenden Armeen 1 bis 7 mit dem Feinde allein fertig zu werden suchen.

Umso ungeduldiger erwartete der Leiter der Operationen das Eingreifen der 6. Armee. Schon in der Nacht zum 20. September ersuchte er das Armee-Oberkommando 6, sich an die Front zu begeben. Als dann am Nachmittag aus einer Anfrage der 6. Armee nach der Lage der in härtesten Kämpfen stehenden 1. Armee hervorging, daß das Armee-Oberkommando 6 noch in Namur lag, wies die Oberste Heeresleitung nochmals darauf hin, daß die Lage bei der 1. Armee baldiges Vorverlegen des Hauptquartiers der 6. und beschleunigtes Eingreifen der bayerischen Korps erforderte, ja, Falkenhayn sandte außerdem mit ins Einzelne gehenden Weisungen den bayerischen Militärbefehlshabern im Großen Hauptquartier Generalleutnant Ritter von Werninger, zum Kronprinzen, der, wie der Kronprinz aufzeichnet, „im Auftrage der Obersten Heeresleitung beschleunigtes Vorgehen zu einem entscheidenden Planstich forderte und mitteilte, daß das XIV. Reservekorps der 6. Armee unterstellt wird und am 23. in St. Quentin eintreffen wird, was einfach unmöglich.“ Er fügt hinzu: „Es besteht überhaupt bei der Obersten Heeresleitung ein ganz unbegründeter Optimismus hinsichtlich der Transport- und Marschleistung.“ Dieser Gegensatz in den Auffassungen zwischen Oberster Heeresleitung und Armee-Oberkommando 6 wird fast noch deutlicher durch eine mündliche Hinzufügung, die General von Krafft in seinen Aufzeichnungen nach den Worten von Werningers wiedergibt: „Es käme in solcher Lage darauf an, wer zuerst die Nerven verliere. Er (Falkenhayn) wisse wohl, daß es theoretisch nicht erwünscht sei, eine Armee tropfenweise einzusetzen, aber er glaube, daß hier schon das Erscheinen eines einzigen neuen Korps die Wirkung haben könne, daß der Feind den Widerstand aufbebe.“

Angesichts dieser und anderer Meinungsverschiedenheiten zwischen der Obersten Heeresleitung und den Oberkommandos auch der anderen Armeen fühlte General von Falkenhayn nun doch eine gewisse Unsicherheit, die ihn veranlaßte, noch vor Beginn der neuen Operation mit den Armeeführern in persönlichen Gedankenaustausch zu treten, und durch mündliche Rücksprachen einen besseren Einblick in die Lage an den verschiedenen Frontabschnitten zu gewinnen, als es durch Telegramme (die zum Teil noch über die Heimat liefen!) und durch Ferngespräche möglich war. Er fuhr deshalb am 21. September früh mit Oberst Tappen zuerst zur 5. und weiter zur 4., zur 3. und zur 2. Armee, bei der sich auch der Oberbefehlshaber der 7. Armee eingefunden hatte. Zur 1., deren Hauptquartier zu weit abseits lag, fuhr er nicht, erhielt aber von deren Generalstabschef an einem Treffpunkt Vorträge über die Lage. Sodann begab er sich zum Armee-Oberkommando 6, wo die entscheidende Besprechung mit dem bayerischen Kronprinzen und dessen Stabschef erfolgte. Hier endlich, unter dem Einfluß der unterwegs erhaltenen Einblicke, bekannte sich der Oberste Leiter der Operationen zu der Erkenntnis, daß das Herankommen aller Teile der 6. Armee abgewartet werden müsse. Er sprach sich auch nochmals über den Sinn des Einsatzes der 6. Armee aus; wenn es ihr gelänge, den Feind von Paris abzurängen, so werde die Operation selbstgünstigende Bedeutung gewinnen. Nach seiner Rückkehr am 22. gab er dann einen ausführlichen Operationsbefehl für die ganze Front, in dem es inbezug auf die 6. Armee hieß: es sei ihre Aufgabe, „die rechte Flanke des Feindes zu sichern und gleichzeitig in dem Ringen des rechten Armee-Flügels die Entscheidung durch umfassenden Angriff des feindlichen linken Flügels herbeizuführen.“

Durch diesen Befehl wurde das Schwerkraft der gesamten Operationen der deutschen Heere im Westen endgültig auf den rechten Flügel der Front verlegt. Noch am Abend des 22. September wurde Oberst von Kommes mit den Anweisungen der Obersten Heeresleitung zum Armee-Oberkommando 6 entsandt, dazu mit dem Auftrag, während der bevorstehenden Operationen als Verbindungssoffizier der Obersten Heeresleitung dort zu verbleiben. Mündlich gab ihm General von Falkenhayn den Auftrag an das Oberkommando



Weltraumkälte in Glasgefäßen

In der Physikalisch-Technischen Reichsanstalt in Berlin-Charlottenburg gelang es, durch Verflüssigung von Helium eine Temperatur von 271,8 Grad Kälte zu erzeugen. Da der absolute Kältepunkt 273 Grad beträgt, ist damit die im Weltraum herrschende tiefstmögliche Kälte fast erreicht. Unser Bild zeigt einen Wissenschaftler vor den Glasgefäßen, in denen diese riesigen Kältegrade erzeugt werden. Die Gefäße haben einen doppelwandigen luftleeren Mantel, dessen Wände innen versilbert sind, um ein Erwärmen des Innern durch Zufuhrung von Wärme zu vermeiden.

hann) wisse wohl, daß es theoretisch nicht erwünscht sei, eine Armee tropfenweise einzusetzen, aber er glaube, daß hier schon das Erscheinen eines einzigen neuen Korps die Wirkung haben könne, daß der Feind den Widerstand aufbebe.“

Angesichts dieser und anderer Meinungsverschiedenheiten zwischen der Obersten Heeresleitung und den Oberkommandos auch der anderen Armeen fühlte General von Falkenhayn nun doch eine gewisse Unsicherheit, die ihn veranlaßte, noch vor Beginn der neuen Operation mit den Armeeführern in persönlichen Gedankenaustausch zu treten, und durch mündliche Rücksprachen einen besseren Einblick in die Lage an den verschiedenen Frontabschnitten zu gewinnen, als es durch Telegramme (die zum Teil noch über die Heimat liefen!) und durch Ferngespräche möglich war. Er fuhr deshalb am 21. September früh mit Oberst Tappen zuerst zur 5. und weiter zur 4., zur 3. und zur 2. Armee, bei der sich auch der Oberbefehlshaber der 7. Armee eingefunden hatte. Zur 1., deren Hauptquartier zu weit abseits lag, fuhr er nicht, erhielt aber von deren Generalstabschef an einem Treffpunkt Vorträge über die Lage. Sodann begab er sich zum Armee-Oberkommando 6, wo die entscheidende Besprechung mit dem bayerischen Kronprinzen und dessen Stabschef erfolgte. Hier endlich, unter dem Einfluß der unterwegs erhaltenen Einblicke, bekannte sich der Oberste Leiter der Operationen zu der Erkenntnis, daß das Herankommen aller Teile der 6. Armee abgewartet werden müsse. Er sprach sich auch nochmals über den Sinn des Einsatzes der 6. Armee aus; wenn es ihr gelänge, den Feind von Paris abzurängen, so werde die Operation selbstgünstigende Bedeutung gewinnen. Nach seiner Rückkehr am 22. gab er dann einen ausführlichen Operationsbefehl für die ganze Front, in dem es inbezug auf die 6. Armee hieß: es sei ihre Aufgabe, „die rechte Flanke des Feindes zu sichern und gleichzeitig in dem Ringen des rechten Armee-Flügels die Entscheidung durch umfassenden Angriff des feindlichen linken Flügels herbeizuführen.“

Durch diesen Befehl wurde das Schwerkraft der gesamten Operationen der deutschen Heere im Westen endgültig auf den rechten Flügel der Front verlegt. Noch am Abend des 22. September wurde Oberst von Kommes mit den Anweisungen der Obersten Heeresleitung zum Armee-Oberkommando 6 entsandt, dazu mit dem Auftrag, während der bevorstehenden Operationen als Verbindungssoffizier der Obersten Heeresleitung dort zu verbleiben. Mündlich gab ihm General von Falkenhayn den Auftrag an das Oberkommando

mando mit, auf möglichst einheitlichen Angriff der 6. Armee hinzuwirken.

Am 24. sollte die Offensive mit dem Ueberkreuzen der Somme westlich von St. Quentin beginnen. Aber es kam anders. Bereits am 23. traten die vordersten Teile der 6. Armee an der Sommelinie Peronne-Sam in den Kampf mit über Rode vorgehenden französischen Heeres- teilen. Damit begann das entscheidende Ringen um die Flanke nun doch, bevor die 6. Armee vollständig in ihrem neuen Kampfraum versammelt war. Anstelle eines geschlossenen Aufmarsches kam es zu dem vom Kronprinzen Rupprecht und vom Generalobersten von Moltke so gefürchteten „tropfenweisen Einsatz“. Voll Erwartung begab sich General von Falkenhayn mit der Operationsabteilung der Obersten Heeresleitung am 25. September von Luxemburg nach Megüres. Das Schicksal der Westfront, der Ausgang des großen Krieges, die Zukunft des deutschen Volkes hing jetzt davon ab, ob dem Kronprinzen von Bayern mit seiner in den Tagen des letzten Augustbittels im Angriff so bewährten tapferen Armee der Erfolg beschieden sein würde, den General von Falkenhayn von seinem großen Plane einer den Krieg entscheidenden Offensive am rechten Flügel der Front gegen Frankreich erwartete ...

Reichsleitertagung in München.

DNB München, 29. September.

Die NSDAP meldet: Am Donnerstag fand in München im Brauner Haus im Arbeitszimmer des Führers eine Tagung der Reichsleiter der NSDAP statt, an der sich eine Besprechung mit den Amtsleitern der Reichsleitung im Plenarsaal des Münchener Rathauses anschloß.

Es fand eine umfassende Aussprache über eine Reihe von Fragen statt, die zurzeit im Vordergrund der Parteiarbeit stehen, u. a. wurde das Verhältnis von Partei und Staat auf der Tagung eingehend behandelt, sowie insbesondere die Auswirkungen und Folgen der Beschlüsse, die sich aus der allgemeinen Richtlinien, die die Partei befolgt, für die Arbeit der Partei ergeben.

Auf der Tagung der Amtsleiter erstatteten die Beauftragten der Parteileitung aus ihren Inspektionsbezirken Bericht über ihre Tätigkeit und ihre Eindrücke. Aus den das ganze Reichsgebiet umfassenden Berichten ging hervor, daß die Arbeit in der Partei im Lande bedeutsame Fortschritte aufzuweisen habe und in der Bevölkerung wachsende Anerkennung findet. Vor allem sei hier überall, insbesondere in den handarbeitenden Schichten, die Ueberzeugung durch, daß die Partei die Infanz sei, die sich der Sorge des Volkes im einzelnen praktisch annähme und sie in gerechter Weise vertrete.

Interessant war dabei die Feststellung, daß über 95 v. H. aller Beschlüsse, die Parteifunktionen betreffen, sich bei sachlicher Prüfung als Kleinram und persönlicher Klatsch herausstellen. Uebereinstimmend wurde auch berichtet, daß die Wirkung des Reichsparteitages für die Parteioffentlichtung ebenso wie im ganzen Volke eine außerordentlich tiefgehende war.

Kommunistische „Reichskuriere“ festgenommen.

Berlin, 29. September.

Die Geheime Staatspolizei konnte in Berlin vier führende KPD-Funktionäre festnehmen, darunter den ehemaligen Reichstagsabgeordneten Thielen aus Koblenz. Die Festgenommenen waren als Reichskuriere bezogen als sogenannte Oberberater der KPD tätig. Die weiteren Ermittlungen führten nach Baden, wo es gelang, in der Nähe von Heidelberg zwei weitere Spitzenfunktionäre festzunehmen. Bei diesen handelt es sich ebenfalls um maßgebende Parteifunktionäre, die für die Bezirke Mannheim und Frankfurt a. M. bestimmt waren. Sämtliche Personen werden wegen Vorbereitung zum Hochverrat dem Richter vorgeführt.

Wetterbericht.

Vorhersage für Sonntag: Schwache Winde aus östlichen bis südlichen Richtungen, noch heiter und warm, in den Morgenstunden reichliche Bodennebel oder starker Dunst.

Vorhersage für Montag: Wetterlage anfangs wenig verändert, im Laufe des Tages jedoch Bewölkungszunahme wahrscheinlich.

Das symbolische weiße Band.



Auf die Nachricht von der Geburt des Töchterchens des italienischen Kronprinzenpaares, das die Namen Maria Pia erhalten wird, wurden in Italien die öffentlichen und privaten Gebäude mit dem symbolischen weißen Band geschmückt. Das Bild links zeigt den geschmückten Eingang der belgischen Botschaft in Rom (die italienische Kronprinzessin ist eine Tochter des verstorbenen Königs Albert); rechts schmückt ein Kind die Haustür mit dem weißen Band.

Schon für Rm. 248,- einen Super

und noch dazu den echten MENDE Super Typ 248 mit der modernen »abc«-Skala. Er wird immer modern und trennscharf bleiben, selbst dann, wenn die Sender noch stärker werden. Auch nach Jahren wird er noch die gleiche Freude bereiten wie heute. Seine Klangschönheit, Trennschärfe und Empfindlichkeit sind außergewöhnlich, deshalb:

MENDE Super Typ 248

Bezugsquellen weist nach: Mende-Radio-Vertrieb Rheinland. Auslieferungslager Münster, Sonnenstr. 90.



Die Sache mit Joan

Von F. Joachim

Joan Duke war schuld daran, daß Mike Sartory und Joe Sullivan miteinander in den Ring kletterten. Als Joe seine riesigen Gliedmaßen über die Seile hob, brüllten die fünfundvierzigtausend, die das neue Stadion in Reno füllten, daß die Holzkonstruktion zu zittern begann, aber sie sahen dabei nach der Loge, die wie ein Blumenladen neben dem fastweißen Ring lag. Denn da saß Joan Duke! Und als der mitschwarze Mike seine berühmte Glante über die Stützpfosten machte und zähnefletschend in die Scheinwerferbündel sprang, da war es die selbe Sache!

Joan Duke aus Oklahoma City, gestern noch nichts als eine Tochter des Tankstellenwärters Macpherson, heute Miß USA, hatte es fertig gebracht Mike und Joe gegeneinander in den Ring zu stellen! Sie konnte nicht anders, sie mußte aufstehen und Ruhmhände ringsum werfen!

Jeder kannte die Geschichte, jeder wußte eine neue Version! Aber alle fünfundvierzigtausend und mit ihnen die Hörer der Broadcasting über die ganzen Staaten hin vernahmen jetzt die Formulierung, an der nicht zu rütteln war (obgleich kurze Zeit später die ganze Welt sich darüber lustig machen sollte), und Joan sprach sie mit ihrer süßen, kleinen Stimme selbst ins Mikro: Ladies and Gentlemen, sagte sie aus dem Lautsprecher, der zwanzig Meter über dem Ring hing, — vielen Dank! Aber ich weiß ja gar nicht, wie ich dazu komme!

Applaus und Gelächter! Ein ganz raffiniertes Biest ist sie, sagte ein Mann, der den Feldstecher nicht von den Augen nahm, aber die Frau neben ihm schüttelte: Wenn



Rose im Glas

Holzschnitt von Lipp

das nicht Heroismus ist! Heroismus ist es! Und das waren ungefähr die Meinungen, in die sich die Welt teilte! Aber als wieder Ruhe eintrat, hörte man den Satz, an dem nichts zu deuteln war: „Und so werde ich den Heiraten, der bei der Sache am besten abschnidet!“ Gong! Die Sache war fabelhaft inszeniert! Joans süße Stimme hing noch über dem Ring, als Mike aus seiner Ecke sprang und in Joes Deckung ein Loch schlug, daß man den dumpfen Krach noch in der hundertvierten Reihe unter dem Sonnendach hörte!

So begann der Kampf! Es war der größte Kampf, seitdem sich Männer mit vier Unzen dreizehn Kunden lang totzuschlagen versuchten! Die Zeitungen waren voll davon seit vier Wochen. Auf diesen Kampf hatte die Welt seit sechs Jahren gewartet, solange feststand, daß Mike Sartory und Joe Sullivan die einzigen waren, die überhaupt in Frage kamen! Und es war ein offenes Geheimnis, daß die Welt ihr Leben auf diesen Kampf hätte warten können, wenn Joan Duke nicht gewesen wäre!

Denn Mike und Joe gingen sich aus dem Wege! Sie schlugen nieder, was ihnen vor die Füße gestellt wurde, aber sie schlugen sich selbst nicht nieder, und das war es doch gerade, was die Welt so gerne gesehen hätte! Aber man brachte sie nicht zusammen! Nicht um die Welt, wenn man so sagen darf, wenn man die Börsen bedenkt, die ihnen geboten wurden! An der Spitze aller Ranglisten marschierten sie friedlich und einträchtig nebeneinander und grünten nur, wenn einer, wie es immer mal wieder vorkam, schimpfte: „Aber Ihr habt ja bloß Angst voreinander!“

Ich, sagte dann Joe, milde lächelnd, — wenn er mir doch so sympathisch ist! Ich möchte ihm nicht um die Welt weh tun! Und Mike zeigte sein wunderbares Gebiß und meinte: Ich habe es seiner Großmutter versprochen müssen, daß ich ihn in Ruhe lasse! Und sie war so eine nette, alte Dame!

Wie es aber nach sechs Jahren doch dazu kam, daß Mike sein Versprechen brach, und Joe seine harte Rechte mitten in Mike's Gebiß pflanzte, das wußte genau nur Joan Duke. Und sie schweigend hinter ihrem verwirrenden Lächeln aus.

Gar keine Frage, natürlich, daß es sich um Liebe handelte. Der Herald hatte ein Interview Joans gebracht, in dem sie sagte: Ich habe den Jungens gesagt, daß ich sie alle beide sehr gern hätte. Mehr wahrhaftig nicht! Müßten sie sich deshalb gleich prügeln? Aber wenn Ihr Euch schon nicht wie Gentlemen benehmen könnt, habe ich gesagt, dann macht's wenigstens öffentlich! Damit Ihr auch was davon habt!

Und dann kam jener treuerhitzige Satz, den die Welt am Abend des Kampfes nochmals per Radio zu hören bekam: Und ich werde dann den Heiraten, der bei der Sache am besten abschnidet!

Bei der Sache, sagte Joan! So unbestimmt und diskret

drückte sie sich aus, als ob es sich um ein Geschäft handelte und nicht um eine Schwergewichtsmeklerkchaft mit vier Unzen über dreizehn Kunden vor fünfundvierzigtausend Menschen (die allerdings auch kein schlechtes Geschäft zu sein braucht, wie es sich später herausstellte).

Vorderhand jedenfalls war sie eine ungeheuer aufregende Begebenheit. In der achten Runde ging Mike auf einen linken Haken Joes zu Boden. Wer bis dahin noch nicht wußte, warum die beiden sich sechs Jahre lang aus dem Weg gegangen waren, dem fuhr es bei diesem Schlag ein für allemal in die Glieder. Aus diesem Kampf gab es für sie kein Entkommen. Das wurde deutlich. Mike stand auf, schüttelte sich, zeigte die Zähne und trieb Joe an die Seile, daß die ersten Reihen am Ring flüchteten. Als Joe vornüber kippte, erscholl die Glocke! Wie in jeder Atempause richteten sich auch diesmal fünfundvierzigtausend Augenpaare auf Joans Loge. Und die Hörer an den Lautsprechern hörten: Die Runde ging an Mike Sartory. Joan Duke ist erleichtert. Sollte Joe Sullivan der Favorit sein? Aber als Joe in der neunten Runde aufholte, erleichterte Joan wieder, und die Hörer begannen zu wetten, wem von Beiden Joans Herz denn nun eigentlich gehörte.

Von der zehnten Runde an standen Mike und Joe auf schwankenden Beinen, aber sie standen. Ihre Kämpfe schlugen wie Maschinenteile. Wo sie auftrafen, blieb ein roter Fleck. Manchmal wandten sie und fielen sich in die Arme. Aber es pfiff niemand. Ein Reporter schrie unter dem gewaltigen Eindruck: Sie sind, wie Gladiatoren, waren! Tobgeweiht! Und das alles aus Liebe! Joe Joan, morituri te salutant!

Liebe! Ohne Zweifel war es das einzige, was diese beiden Männer je gegeneinander so felsen fest gewesen war! Vor ihren Augen tanzten die Sternchen, die aus den Sieben sprühten. Ein junger Karikaturist malte all diesen Sternchen ein Gesicht, das Joans kindliche Züge aufwies. Und einer, der den Ereignissen vorgriff, zeichnete mit zitternden Händen ein Ritzportal, aus dem eine Krankenhause getragen wurde, neben der mit holdseligem Blick: Joan Duke schritt.

In der zwölften Runde hob ein Uppercut Joes Mike von den Beinen. Er blieb bis acht auf dem Rücken liegen. Da sprang Joan auf und veranlaßte durch ihr entsetztes Gesicht ein horrendes Anwachsen der Betten auf den unglücklichen Mike, der sich unter ohrenbetäubendem Gebrüll aufstellte und mit einem einzigen Schlag Joe umwarf, der allerdings nur bis sieben unterpfleg, als ihn wieder die Glocke rettete.

Die Betten standen pari. So pari, wie der Kampf stand: Joan zerrte ihr Taschentuch und lächelte trampfhaft in die Tonfilmapparatur, die ein finstiger Operateur auf sie eingestellt hatte. Diese Aufnahme wurde später mit Gold aufgewogen, als man wußte, worum es sich gehandelt hatte. Denn in dieser Aufnahme, die während der dreizehnten Runde gedreht worden war, sah man, wie Joans Gesicht starrer und starrer wurde, als Mike Sartory Joe Sullivan mit dem letzten Aufgebot aller Kräfte zusammenstieß. Und man erlebte (was späterhin bei der Aufführung des Filmstreifens immer wieder donnerndes Gelächter auslöste), wie Joan Duke bei der tragischen und dem heroischen Kampf um den Besitz einer Frau so typischen Schlupf des Kampfes erlöst in den Klappstuhl zurücklief, wobei sie einen Seufzer äußerter



Der Döhrener Turm in Hannover

Baale

Erleichterung ausstieß, der jedesmal das Signal zu dem Lachsturm gab.

Die Schlupfpointe aber war diese: Mike Sartory setzte seine Linke auf Joe Sullivans Solarplexus und Joes Rechte kontierte den Schlag, wie man aus der Zeitlupenaufnahme genau erkennen konnte, während seine Linke Mikles Kinnrippe heimlichste.

Mit dumpfen Krach landeten beide Schläge gleichzeitig, und gleichzeitig fielen Joe und Mike um, rüddlings, stumm und ergeben in ein Schicksal, das sie vorausgesehen hatten, als sie sechs Jahre lang umeinander herumgeschlichen waren. Als der Ringrichter mit beiden Händen bis zehn geschlagen hatte, lagen sie noch da, so stumm und traurig, wie man sie monatelang später in den Kinos liegen sehen konnte, während aus der entgeisterten Stille der Tonfilmaufnahme nur ein einziger leichter Seufzer erklang —

Joans Seufzer!

Und die Leute lachten deshalb so herzlich (obwohl es doch eigentlich eine tragische und heroische Begebenheit gewesen war, die sie mit ansehen durften, weil — nun weil die liebliche und zarte Joan Duke am Tage nach dem Kampf wieder mit Mike Sartory noch mit Joe Sullivan, sondern vielmehr mit einem gewissen Henry Fitzhimmans aus dem Kirchenportal heraustretend und einer Batterie von Mikrophonen und Apparaten und Bleistiften mit ihrer süßen Stimme erklärte: Aber ich habe doch immer gesagt, daß ich den Heiraten werbe, der bei der „Sache“ am besten abschnidet! Darf ich vorstellen? Mr. Henry Fitzhimmans, der erste Bogunternehmer, der Joe Sullivan und Mike Sartory gegeneinander in den Ring brachte. Ich habe ihm dabei nur ein bißchen geholfen: Weil wir uns doch schon so lange lieben!

Ein Mann erwartet seinen Retter.

Er hatte ein reizendes Haus in Long Island, dieser Mann, den ein so sonderbares Geheimnis umspannte. Das Haus war nicht nur freundlich im Aufbau, es war auch ungemeinlich im Innern und sein Garten war bestimmt ein Stückchen vom verlorenen Paradies. An einem Herbsttag lagen wir in diesem Garten. Die leichten Bäume ließen viel Durchblick auf die Umgebung, hin und wieder regneten weiße Blätter, und im Garten selbst waren sie vom Gärtnern in Haufen zusammengelegt und ihr Gelb strahlte wie gekauftenes Gold. Es war die Zeit, wo die Natur Zwielpfunde mit aufhorchenden Menschen hält. In einer solchen Stunde erzählte der Mann uns sein Geheimnis, offen, frei. Er sagte:

„Ich bin durch einen Schiffbruch nach Amerika verschlagen worden. Nicht weit von der Küste wurde ein Passagierdampfer, den ich benutzte, von einem Kohlendampfer durchschnitten. Es war morgens, ich lag im Bett und wurde durch ein furchtbares Krachen aus dem Schlaf geweckt. Da wurde meine Kabine mit Gewalt geöffnet. Die kräftigen Arme eines Matrosen packten mich, schleppten mich an Bord und legten mich in ein Rettungsboot, das man sofort zu Wasser ließ. Wir Injassen wurden von einem Dampfer, der eine Holzladung an Bord hatte, aufgenommen, das weiß ich noch, dann schwanden mir die Sinne.“

Ich litt lange unter einem Nervenzusammenbruch, hatte dieser Schiffszusammenstoß doch vielen Menschen das Leben gekostet. Beim Durchschneiden des Schiffes waren Menschen getötet und beim Herabfallen der Rettungsboote, denn der sinkende Dampfer hatte sich leichtwerts gelegt, mehrere Boote in seinen Strudel gezogen und sie unter Wasser gedrückt. — Dennoch kam für mich die Zeit, wo ich Arbeit suchte. Ich konnte und durfte nur noch an mich denken. Kannst du morgen noch in einem billigen Wohnhaus essen, hast du übermorgen noch ein billiges Bett? Das waren meine Gedanken, die sich in meinen Tag hinein zogen. Doch schließlich hatte ich Glück, erst kam ich zu einem gesicherten Entkommen und dann zu einem gewissen Wohlstand, ich konnte dieses Haus bauen.“

Seitdem ich in ihm wohne, denke ich an meinen Retter. Ich sehe oft seinen blauen Anzug, ich fühle seine kräftigen Arme, die mich in das Boot schleppten. Seinen Namen wußte ich nicht, ich kann mich nicht einmal auf sein Gesicht besinnen, ich empfind ihn nur als einen Matrosen. Ich gab mir die redlichste Mühe, doch konnte ich nichts über ihn erfahren. Es waren etliche Matrosen gerettet, mehrere mit den Rettungsbooten verunglückt und ein Teil der Beladung war mit dem Schiff in die Tiefe gegangen.

Ich suchte Verkehr mit Seefahrern. Oft sind welche bei mir zu Besuch. Ich bewirte sie weder mit Weisheit und Soda noch mit nördlicher Grog auf dem Tisch, ich will nur eins, sie sollen sich bei mir zu Hause fühlen. Wenn sie dann im Garten sitzen, wünsche ich das Grün der Bäume sehen und sich freuen. Land unter den Füßen zu haben, bin ich für Augenblicke glücklich.

Jedoch ist das Suchen nur überflüssig, es bleibt in mir. Wie gerne würde ich meinem unbekannten Retter eine Heimat bieten, wie freudig würde ich mit ihm teilen. Mir ist immer, als ob er jetzt ist und ein Stückchen Land sein Eigen nennen möchte, ich habe oft das Gefühl, als ob er in wirtschaftlicher Not verlasse. Vielleicht ist er auch schon lange tot. Ich weiß es nicht, ich fürchte nur, ich werde ihn nie finden.“

Als wir sein Haus verließen, waren wir böse auf die Menschen, die uns Geheimnisse über diesen Mann zu tuschelten, „der immer etwas Querverdrossen an sich habe, wenn er den Hafen entlassenscheide und der in seinem eigenen Hause oft seine Gäste mit den Blicken durchbohrt.“ Wußten wir doch, daß sein Wesen nur von Unruhe erfüllt war, weil er seinen Retter erwartete.

Als ich noch klein war ...

Von Antonie v. Tänzl.

Als ich noch klein war, sehr klein, Da schaut' ich sehnsüchtig des Morgens hinaus in die flammenden Glutten Der Sonne, dem Osten entschwebend. Und siehe! es wuchsen mir Flügel, Die irdische Bande nicht halten, Und meine Seele erhob Sich leuchtend und schwunghaft zum Aether.

In rötlichen Gärten ergoß sich Das Licht und umsäumte die Wolken. Die bläuliche Luft ward verschlungen Vom flüssigen Golde und Purpur. Mein Kleid und die Flügel bestaubt Der immer fliegende Glanz. Ich fühlte mich frei und so selig Als flög' ich dem Schöpfer entgegen.

Da lagen die Tore der Sonne Und hinter lichtwogenen Meeren Ruhte wohl himmlisches Land. Schon streckt' ich die Hand nach der Pforte, Unendlich glücklich im Herzen. Da — plötzlich erlahmten die Flügel, Von bleierner Schwere gebunden — Und dämmerte umfing mich die Tiefe.

Auffressend mit todwunden Kräften Erklomm ich noch einmal die Höhen; Doch glühend verjagte die Sonne Mein Auge; ein Nebelgebilde Umfing mich mit kaltem Arm. Sein eifriger Atem erstarb Mein Herz und als lebloser Körper Riß mich die Erde an sich.

Nun lag' ich im Staube, kein Kind mehr, Doch Kind dieser Erde! und als ich Zu irdischem Dasein erwachte, Wie glück ich dem Bettler, dem Argen! Notdürftig mit Fegen behangen, Die Schwingen glanzlos und grau, Kein Kind mehr, doch Kind dieser Erde.

Da wußt' ich, daß nimmer die Augen Das himmlische Leuchten ertragen. Ich Sonnenverbrannter erkannte Voll Demut menschliche Not.

Nach Jahren geden' ich des Traumes, Der wonnig das Kind einst umfing. Und einmal, wenn dunkel der Abend Ueber mein Haupt sich geneigt: Da mücht' ich mit schneeweißen Flügeln Die rolligen Bahnen des Himmels In seligem Fluge umspannen, Nicht rasten und ruhend bis golden Die Ströme des Lichts mich umfluten, Im Lande der ewigen Sonne.

Drei Aerzte

Von Wilhelm Lichtenberg

Solche Zeiten gibt es. Man fühlt sich müde, zerfurcht, abgeplattet, die Nerven wollen nicht mehr recht, und plötzlich geht's dann nicht weiter.

Ueberarbeitung nennt man das. Und, obwohl man weiß, daß die Arbeit weitergehen muß und daß der Arzt sie verbieten wird, geht man doch zu ihm. Warum eigentlich? Weil man immer, wenn man einen Arzt aufsucht, auf das Wunder hofft. Daß nämlich inzwischen bereits ein Mittel erfunden sei, welches man nur einnehmen müsse, um sozusagen neu geboren zu werden.

Also schön, diesem Drängen nachgebend — man hat ja so viele besorgte Menschen in der Umgebung — ging ich zum Arzt.

Zu welchem? Man hat mir da einen ganz jungen Arzt empfohlen. Ganz junge Aerzte haben viel für sich. Sie kommen frisch aus der Schule, ausgestattet mit dem ganzen Rüstzeug modernster Forschung.

Der Arzt, den ich erwählte, war also geschlagene sechs- undzwanzig Jahre alt. Und meine Umgebung meinte: Nur ein junger Arzt ...

Schön! Ich sah also in einem neu geputzten Wartezimmer, mütterleienallein auf weiter Flur. Trotzdem mußte ich endlos lange warten.

Der junge Arzt mit dem würdigen Babygesicht hörte sich, als er endlich erschien, meine Beschreibung an, nickte zu allem sehr besorgt und fragte schließlich: „Wie alt sind Sie?“

„Vierzig Jahre.“

Da wurde sein Gesicht noch würdiger, und er staunte mich an, als ob der selbige Ahmed Zogu vor ihm gestanden hätte, der Mann, der als der älteste Mensch der Welt mit 117 Jahren kürzlich starb.

Und dann meinte er: „Ja, verehrter Herr, mit vierzig Jahren dürfen Sie sich nicht wundern, wenn gewisse Alterserscheinungen auftreten ...“

„Alterserscheinungen?“ fragte ich entsetzt.

„Naja! Was denken Sie? Vierzig Jahre sind ein sehr respektables Alter. Der Körper ist verbraucht, die Gewebe schadhast, die Zellen treiben nicht mehr. Die Sklerose ist bereits vorgedrungen. Der ganze Mensch in Rückbildung begriffen. Ich werde Ihnen ein Knoblauchpräparat geben, das eine gewisse erfrischende Wirkung hat. Sollte das aber nichts nützen, dann könnte man ja an eine allgemeine Verjüngung denken ...“

„Knoblauch?“

„Dann Sie den Rest Ihrer Jahre wenigstens halbwegs genießen können ...“

Nein! Dieser junge Arzt war nichts für mich! Möglicherweise, daß er mich vom Aufstieg seiner sechsundzwanzig Jahre aus als einen Greis sah. Begreiflich, daß ihm einer mit vierzig uralt vorkommt! Aber Voronoff und Steinach?

Es ist doch klüger, sagte ich mir, wenn ich zu einem reiferen Arzt gehe. Da ist ein sehr klüftiger in meiner Nähe. Vierzig etwa. So alt wie ich. Nach einer kleinen Wartetextur empfing er mich. Hörte sich wieder alles an und fragte dann nach meinem Alter.

„Vierzig, Herr Doktor!“

„Allmächtiger Himmel! So müde habe ich noch niemals einen Arzt gesehen wie diesen, als er mein Alter — also das meine — erfuhr.“

„Was?“ Ichrie er und bekam einen puterroten Kopf. „Was? Mit vierzig wollen Sie schon etwas von Ueberarbeitung und allgemeiner Nervenschwäche sagen? Mit vierzig? Herr!!! Was fällt Ihnen denn ein? Wissen Sie denn nicht, daß ein Vierziger auf der Höhe seines Lebens, im besten, im allerbesten Alter steht? Mit vierzig gibt es das alles nicht, was Sie mir da schildern! Schämten Sie sich denn nicht, in diesem Alter schon einen Arzt aufzusuchen?“

„Herr Doktor ...“ Ich versuchte Einwände.

Da kam ich aber schon an! Der Arzt wurde noch wütender und schlug mit der Faust auf seinen weißlackierten Schreibtisch. „Ich verbitte mir so etwas! Nein! Ich behandle Sie nicht! Hypochonder behandle ich nicht! Unter keinen Umständen! Ich verbitte Ihnen auch nichts! Sie sind gesund! Ein Mann mit vierzig kann nicht müde sein! Wenden Sie sich an einen Charlatan, wenn Sie durchaus Medikamente schlucken wollen. Aber nicht an einen ernsthaften Arzt!“

Dann warf er mich hinaus.

Was nun? Mit den jungen Aerzten ist es nichts, die gleichgültigen sind auch nicht das Richtige.

Nach langen Beratungen empfahl mir meine Frau einen alten Arzt. Einen sechsundsechzigjährigen Herrn. Und alle meinten übereinstimmend, daß alte Aerzte noch die tüchtigsten sind. Sie haben einen reichen Schatz von Erfahrungen, sind abgefräht und sehen die Dinge von der Warte einer höheren Lebensauffassung.

Der alte Arzt hatte einen gültigen Gelehrtenkopf, sowie man sie manchmal in Kinderbüchern sieht, wenn ein am Krankenbett Kleinkind sitzen und sich schon die Zunge zeigen lassen. Er hörte ein bißchen schwer und sein Stehapparat ragte neckisch aus der linken oberen Tasche des weißen Mantels hervor. Geradezu bildhaft wirkte der alte Herr.

Ich schrie ihm also alle meine Leiden ins Ohr. Und er lächelte. Er lächelte mich wie aus einer anderen Welt an.

Dann ließ er mich Platz nehmen und dann sagte er: „Jünger Mann! Ich brauche Sie gar nicht erst zu untersuchen. Was Sie mir sagen, stimmt haargenau zu dem klinischen Bild, das alle Jungens im Pubertätsalter aufweisen.“

Ich erbläute und fiel auf die Rückenlehne meines Stuhles zurück. „Pubertätsalter ...“ stammelte ich.

„Jaja“, nickte der Dunkel Doktor gültig. „Sie sind ja mit Ihren vierzig Jahren noch ein Kind. Unlustgefühle, Erregtheit beim kleinsten Anlaß, irgendwo hinauszuwollen und nicht wissen wohin — alles Pubertätserscheinungen. Viel ist ja da nicht zu machen, das wird mit den Jahren von ganz alleine gut. Wenn Sie erst in ein paar Jahren erwachsen sind, denken Sie gar nicht mehr an Ihre Kindheit zurück. Also, sich viel in frischer Luft aufhalten, täglich kalte Abreibungen und im übrigen hübsch das tun, was Papa und Mama sagen. Dann wird alles wieder gut.“

Ich wollte gebrochen hinaus.

Der alte Arzt hatte mir auch etwas aufgeschrieben: Lebertran, zur Stärkung der Knochen ...

Aus Westdeutschland.

Landwirtschaftslehrer Westfalens in Soest.

n Soest, 28. September.

An der Westfälischen Bauernführerschule in Soest findet zurzeit ein auf eine Woche berechneter Lehrgang für sämtliche Landwirtschaftslehrer und -direktoren der Provinz Westfalen statt. Rund 50 Teilnehmer haben sich dazu eingefunden. Dieser Lehrgang, dem vor einem Jahre bereits ein ähnlicher vorausgegangen ist, hat zum Ziele die weltanschauliche Vertiefung im nationalsozialistischen Sinne. Die Schulung liegt in der Hand des im westfälischen Bauernstandes und darüber hinaus weitbekannten Landesbildungsleiters Hg. Van Blankevoort. Die Teilnehmer sind in Gemeindeführerquartier in den Räumen der Westfälischen Bauernführerschule untergebracht. Es herrscht ein prächtiger Kameradschaftsgeist bei guter Disziplin. Die Zahl der Lehrer und Direktoren der westfälischen Landwirtschaftsschulen beträgt mehr als 100. Um den Erfolg der Schulungsarbeit nicht durch eine übermäßige Teilnehmerzahl zu beeinträchtigen, sowie auch aus räumlichen Gründen hat der Lehrgang geteilt werden müssen. Die von dem jetzigen Lehrgang noch nicht erhaltenen Lehrer treten deshalb in der kommenden Woche zur Schulung an.

Überfall auf ein Bauernhaus.

Die Täter gefaßt.

h Bielefeld, 29. September.

Auf dem abseits des Dorfes Bilsdorf im Kreise Bielefeld gelegenen Bauernhof Dahle erschienen am hellen Tage, während fast alle Hofbewohner bei der Ernte auf dem Felde waren, zwei Burischen von etwa 30 Jahren. Einer von ihnen hielt die allein im Hause anwesende Haushälterin in einem Zimmer fest, während der andere die Wohn- und Arbeitsräume des Bauern durchwühlte. Er raubte zwei alte und wertvolle Brillanten, die seit Jahrhunderten zum Familiengut der Dahle gehören und außerdem auch einiges Bargeld. Mit ihren bereitstehenden Motorrädern machten sie sich schnellstens aus dem Staube. Mit einem Auto machte sich die Gendarmerie auf die Verfolgung der beiden Räuber, die sie auch an der Grenze der beiden Kreise Bielefeld und Herford fassen konnte. Die beiden Burischen setzten sich zur Wehr, jedoch die Polizei sie mit der Dienstwaffe in Schach halten mußte. Ein inzwischen alarmiertes künftiges Polizeigebot nahm die beiden Schwerverbrecher in sicheren Gewahrsam. Wie sich nämlich im Verlauf der Vernehmung herausstellte, haben die beiden schon mehrfach vorbestrafte Burischen noch allerlei auf dem Gewissen; sie werden von mehreren Polizeibehörden gesucht.

14jähriger Straßenräuber.

Herzogenrath, 28. September.

An der Landesgrenze Deutschland-Holland lud ein 14jähriger Baderlehrling aus Aachen ein aus einem Grenzgeschäft kommendes Mädchen zum Mitfahren auf seinem Fahrrad ein. Auf einem Seitenweg machte der Burische halt und nahm mit der Geliebten des Mädchens reichlich nach Holland. In der Börde befand sich ein Betrag von 4,50 Mark. Auf die Hilfe des Mädchens nahm ein Anwohner der Grenzstraße die Verfolgung auf. Nach einer Jagd durch ganz Kirchath, an der sich noch ein holländischer Zollbeamter beteiligte, konnte man den Dieb am Zollamt Bannesheide fassen, als er im Begriff war, deutsches Gebiet wieder zu betreten. Die Polizei nahm den jugendlichen Straßenräuber fest.

Wacht am Abwinken

bei Richtungsänderungen der Straßenbahn.

!! Düsseldorf, 29. September.

Der Regierungspräsident teilt mit: Nach Paragraph 18 Abs. 1 der Preussischen Straßenverkehrsordnung und nach Paragraph 27 der demnächst in Kraft tretenden Reichsverkehrsordnung hat jeder „Fahrzeugführer“ die Pflicht des Verlassens der bisherigen Fahrtrichtung durch

Zeichen rechtzeitig erkennbar zu machen. Da die Straßenbahnen gleichfalls zu den „Fahrzeugen“ zu rechnen sind, haben also auch die Straßenbahnen die Richtungsänderung rechtzeitig anzuzeigen. In welcher Form dies geschieht, bleibt den Straßenbahnverwaltungen überlassen. Diese Stellungnahme kommt in mehreren jüngst ergangenen Erlassen des Reichsverkehrsministers, des Reichswirtschaftsministers und des preussischen Ministers des Innern eindeutig zum Ausdruck. Die Polizeibehörden sind angewiesen, für Beachtung dieser Bestimmung Sorge zu tragen und nötigenfalls einzuschreiten.

An der Grenze gestell.

Wieder ein Devisenschieber festgenommen.

)) Königswinter, 29. September.

Der hiesigen Polizei gelang es jetzt zum zweiten Male in kurzer Zeit, hier Devisenschieber festzustellen. Es handelt sich diesmal auch wieder um einen Belgier. Er hatte den bereits festgenommenen Devisenschieber Helferdienste geleistet, indem er die Registrierkarte einwechselte. Dann scheint er aber auf den Geheiß gekommen zu sein, denn er trat nun selbst als Devisenschieber auf. Er hatte hier in Königswinter vier ältere Damen, Belgierinnen, wohnen, die jede täglich 50 Mark bei der Bank und der Sparkasse einwechselten. Aber dann sollte auch einmal abgewechselt werden. Der Devisenschieber brachte aus Belgien fünf junge Damen mit nach Königswinter in die Herbstfrische und nahm die vier älteren wieder mit heim. Die Polizei, die längst Verdacht geschöpft hatte, folgte dem Kraftwagen mit seinen fünf Insassen bis Köln, von wo aus Beamte der Zollfahndungsstelle bis zur Grenze hinterherfuhren. So konnte man die Leute auf frischer Tat ertappen. Man fand deutsches Geld — gut versteckt — sowie belastende Papiere vor. Der Haupttäter und eine der Damen wurden festgenommen, die anderen drei Damen nach Vernehmung über die Grenze abgehoben. Die fünf Damen in Königswinter, die erst mit dem Geschäft anfangen wollten, begaben sich nach Koblenz und wurden dort festgenommen und verhört.

Ein Förster als Wilddieb.

Neckar, 28. September.

Der Gemeindeförster Müller vom Forsthaus Altenkirchen, seine Tochter und seine drei Söhne sind wegen Wilddiebstahls auf Veranlassung des Jagdpächters verhaftet worden. Bei einer Hausdurchsuchung wurden eine Reihe von jagdtierischen, frisch geschossenen Haken gefunden (für die erst am 1. Oktober in Preußen die Jagd aufhebt). Nach den ersten Vernehmungen hat der Untersuchungs-

Zum dritten Male zum Tode verurteilt.

Gattenmordprozess Meyer rechtskräftig entschieden.

h Hameln, 29. September.

Seit nunmehr eineinhalb Jahren schwebt vor den verschiedenen Gerichten der Mordprozess gegen die 30jährige Henny Meyer aus Gifhorn, die im April vorigen Jahres ihren Gatten, den Schneidermeister Meyer auf brutale und niederrichtliche Weise vergiftete. Sie mischte — wie vielleicht noch in Erinnerung unserer Leser — ihrem Ehemann unter breiten Aspirin-Tabletten mehrere Male Kiesel, den dieser stets nichtahnend zu sich nahm. Unter gräßlichen Schmerzen ist dann Meyer auch gestorben. Sein letztes Wort „Meine Frau hat mich vergiftet“ war Anlaß genug, eine Obduktion der Leiche vorzunehmen, die zu der unbefristeten Feststellung führte, daß Meyer durch Kiesel vergiftet worden war, das ihm in wechselnden Portionen verabfolgt war. Die Gattenmörderin hatte durch ihre bestialische Tat ihre zerrütteten Familienverhältnisse lösen und ihren Liebhaber heiraten wollen. Immer und immer wieder hatte ihr der Ermordete Vorhaltungen über ihr uneheliches Verhalten machen müssen. Bei solchen Vorhaltungen ist ihr — wie sie selbst

richter einen der Söhne und die Tochter wieder aus der Haft entlassen.

Ausgrabungen im Sohen Venn.

)) Eupen, 29. September.

Ausgrabungen im Sohen Venn haben interessante Ergebnisse gezeitigt. Durch Aufzeichnungen in einer Karte des Grafen Ferraris, eines österreichischen Generals unter Maria Theresia, auf die man neuerdings wieder gestoßen ist, wurde man auf einige Punkte aufmerksam, von denen man bisher nichts wußte. Die von Ferraris angegebenen Stellen wurden untersucht, und man entdeckte drei große Megalithe (Steinmünder aus vorgeschichtlicher Zeit). Die Wissenschaftler kamen zu der Überzeugung, daß es sich bei dem entdeckten Gebiet um eine Pfahlbautenlandschaft gehandelt haben müsse. Ausgrabungen berechneten zu der Annahme, daß in der Gegend viele Gräber, etwa aus der Zeit von 7000 bis 8000 vor Christus, vorhanden gewesen sein müssen. Weitere Nachforschungen führten zur Entdeckung von

rund 40 Pfahlbautenfundamenten. Man kann daraus schließen, daß das Sohe Venn also nicht immer die unfruchtbare und unwirtliche Gegend von heute gewesen ist, sondern in grauer Vorzeit ein dicht besiedeltes Gebiet war. Die entdeckten Siedlungen liegen in der Hauptsache zwischen Malchamps und Baronheid, rechts und links von der berühmten und oft genannten römischen Via mansuetica, an den Abhängen des Hertogenwaldes rings um die Straße Eupen-Jalhay. Auch in einiger Entfernung von der Vortrage ist ein ausgehöhlter Stein vorgefunden worden, der von der geologischen Formation des Venns völlig abweicht und fünflich dorthin geschafft sein dürfte. Die Ausgrabungen sollen im nächsten Jahr fortgesetzt werden.

Bad Nauheim, 28. Sept. Leiter des Bades Nauheim gestorben. Der Leiter des Staatsbades Nauheim, Generaldirektor Friedrich Meier, ist nach schwerem Leiden im Alter von 58 Jahren gestorben. 1930 wurde er Leiter des Bades Harzburg und seit dem 1. Oktober 1931 war er Kur- und Baddirektor von Bad Nauheim.

Die evangelischen Kirchenfabriken sind die Nationalflaggen.

Durch § 4 des Kirchengesetzes vom 9. August 1934 über die Beflaggung von Kirchen und kirchlichen Gebäuden ist die evangelische Kirchenfabrik abgeändert worden. Diese Anordnung wird vielfach einer Kritik unterzogen, da die Gründe über die Abfassung weithin unbekannt sind. Es wird deshalb durch das Deutsche Nachrichtenbüro folgendes festgestellt: Das oben genannte Gesetz über die Beflaggung von Kirchen und kirchlichen Gebäuden wurde von der Nationalflagge einstimmig angenommen, also einschließlich der Stimme der Opposition. Die Kirchenbundesflagge (violettes Kreuz in weißem Felde), die die einzelnen Landeskirchen seinerzeit als Kirchenflaggen einführen, wurde erst im Dezember 1926 geschaffen und zwar lediglich, um zu verhindern, daß die Kirchen in den damaligen Flaggenfreiheit verwickelt wurden, was geschehen wäre, wenn sie entweder schwarz-weiß-rot oder gewungenermaßen schwarz-rot-gold geflaggt hätten. Es handelte sich damals um eine sehr umstrittene, von vielen als unehelich empfundene reine Zweckmäßigkeitsmaßnahme. Vor dem Jahre 1926 hat es in den evangelischen Kirchen keine Kirchenfabrik gegeben. Der Grund, der für die Einführung der Kirchenfabrik maßgebend war, besteht seit der Erhebung des deutschen Volkes im Januar 1933 nicht mehr; auch sonstige kirchliche Gründe für ihre Beibehaltung fielen fort. Nur die Flaggen des Reiches werden daher in Zukunft, ebenso wie in früheren Zeiten, auf den Kirchen und kirchlichen Gebäuden gezeigt werden als Ausdruck der engen Verbundenheit der evangelischen Kirche mit dem im Dritten Reich geeinten deutschen Volk.

„Josef Arnold von Brakel“.

Ein falscher „Kaplan“, der Kirchen bestiehlt.

h Berlin, 28. September.

Man fahndet zur Zeit nach einem Kirchenbier, der unter der Maste eines Kaplans auftritt. In seinem Besitz befinden sich eine große Zahl von Bildern und anderen Wertgegenständen, die offensichtlich aus Kirchen und Klöstern gestohlen worden sind. In der Zeit vom 20. August bis 12. September hielt sich der Unbekannte in einem Münchener Gasthof auf. Er gab sich als Kaplan Josef Arnold von Brakel, geboren am 3. Mai 1900 in Westfalen aus. In der ersten Zeit trug er Priesterkleidung, später Gebirgstracht. Von der Kriminalpolizei ist inzwischen einwandfrei festgestellt worden, daß der Name falsch ist und man es mit einem Manne zu tun hat, der zahlreiche Kirchen einbrüche verübt hat und nun die gestohlenen Wertgegenstände an den Mann zu bringen versucht. In München allein hat er folgende Gegenstände zum Verkauf gebracht: einen 16 leuchtigen Leuchter, eine Christusfigur aus Lindenholz, ein Bild, Maria und Josef darstellend, ferner ein Bild aus Holz, Josef, Maria und Anna darstellend, für das allein 750 Mark gezahlt wurde; außerdem noch ein kleines Bild in schwarzem Rahmen und zwei silberne Wandarme.

Der Gesuchte ist etwa 30 bis 35 Jahre alt, 1,70 Meter groß, hat dunkelblondes Haar, gutes Aussehen. Wiederholt gab er sich als Kaplan eines Berliner Krankenhauses, zeitweise auch als Kaplan eines Spitals in Münster in Westfalen aus. Von München aus besuchte er mehrere oberbayerische Kirchen und Klöster und hat bei dieser Gelegenheit zahlreiche Kirchengegenstände gestohlen. Bei seinem plötzlichen Verschwinden aus München ließ er u. a. zurück: 2 braune Reiseflopper, einen Talar, ein Barett, eine Stola, einen schwarzen Hut und zwei Gebetsbücher, die die Aufschrift tragen: „Das vollständige römische Gebetbuch“ und „Münchener Gebetbuch und Gebangbuch“, außerdem ein Ringetui mit dem Aufdruck „Leon Equiaz, San Sebastian“. Inzwischen hat sich noch herausgestellt, daß der Gauner in München in homosexuellen Kreisen verkehrt hat. Außerdem hat er bei seinem Verschwinden aus München eine erhebliche Forderung hinterlassen. Angaben über das Aufsuchen dieses gefährlichen Burischen nehmen alle deutschen Kriminalbehörden entgegen.

Ein Frauenmörder zum Tode

verurteilt.

DNB Altenburg (Thüringen), 29. Sept.

Das Altenburger Schwurgericht verurteilte am Freitag nach zweitägiger Verhandlung den Antrag des Staatsanwalts folgend, den 24jährigen Walter Kaiser wegen vorläufigen Mordes zum Tode und lebenslänglichem Verlust der bürgerlichen Ehrenrechte. Außerdem wurde der wegen verschiedener Verbrechen vorbestrafte Angeklagte wegen Diebstahls, Unterschlagung usw. zu 12 Jahren Zuchthaus und sechs Jahren Ehrverlust verurteilt. Kaiser hatte am 10. Oktober v. J. in Altenburg eine Zigarrenarbeiterin in ihrer Wohnung ermordet.

Um Buchenhöhe...

Roman von Ilse Leutz.

Genießen-Vertrieb durch H. F. Rohrbacher-Verlag, Berlin-Lichterfelde, Haffelfelder Weg 11.

11) Während Helmut berichtet, gleitet sein Blick immer wieder zu ihr hin. Aber das Gesicht des Mädchens verzerrt nicht viel. Die etwas dunkler als das blonde Haar gezeichneten, feinen und rein geschwungenen Brauen über den blauen Augen sind ein wenig hochgezogen. Das ist immer so gewesen, wenn Doralotte nachdenklich war. Ohne es zu wissen, spielte sie mit dem Rückenbesten. Der Mund ist fast halb geschlossen. Als Helmut von seinen früheren Plänen, von der Verbindung der bereits bestehenden Schiffsroute mit einer Flugpostlinie spricht, zeigt ein ganz leichtes Beben um die Nase an, daß sie dem Better sehr wohl nicht nur mit dem Verstand, sondern auch mit der eigenen, jeder mutigen Tat aufgeschlossenen Seele zu folgen vermag.

Ganz leicht hebt sich die junge Brust. Schade! Ah ja, Doralotte Ahlert hat bereits gelernt, daß es um manches, um vieles im Leben schade ist. Daß die Formel auch eines großen und starken Glüdes nicht immer die der reitlos aufgehenden Gleichung ist, daß Glüd erkauft werden muß, und daß ein unerbittliches Schicksal es nur zu oft will, daß der Dritte es ist, der begahnt.

Aber was soll, was kann sie tun?

Sie horcht auf. Jetzt ist von den Bremern die Rede. Fast erleichtert atmet sie auf. Da weiß sie wenigstens Begeißel. Das ist ein unvergängliches Thema, über das sie mitreden kann.

„So viel ich weiß —“ beginnt sie, um dann doch ziemlich hilflos abzubrechen. Was weiß sie schon vom Geschieht? Noch einmal versucht sie tapfer, „das Gesicht zu wahren“.

„Bröderlein muß doch wissen —“ Wieder bricht sie ab. Rühne zuckt die Schultern. „Bröderlein ist alt und Onkel Christian krank. Und dein Verlobter, verzeih, Doralotte, er kommt eben aus einem vollkommen anderen Berufsreis fer.“

Doralottes empfindliches Gesicht verkrampft sich. „Georg versteht nichts von diesen Dingen. Er kümmert sich auch mit Absicht nicht darum!“

„Eben —“ Helmut könnte dazu noch vieles sagen. Aber er bezwingt sich. Wahrscheinlich sind die beiden, Doralotte und ihr Bräutigam, sehr stolz darauf, daß

Georg Trentow nichts mit den Dingen zu tun haben will, denen die Braut ihre stattliche Mitgift zu danken hat. Als ob es so wichtig ist, daß man für einen Mitgiftträger gehalten werden könnte! Er, Helmut Rühne, hätte sich jedenfalls den Teufel um die gute oder schlechte Meinung anderer gekümmert. Ihm wäre die Sache das wichtigste und wertvollste gewesen.

Aber er hat ja kein Recht!

Sein Blick geht an Doralotte vorbei. Wieder, wie heute früh beim Morgenschoppen in dem verräucherten Schifferlokal, sieht sein Gesicht alt und müde aus.

„Uso gut. Ich habe es dir gesagt. Das meine getan. Weiter kann ich nicht helfen. Ich —“

Plötzlich greift ihre Hand über den Tisch herüber nach der seinen.

„Du hast gut gemacht, Helmut! Du hast mehr getan als ich, als wir alle — noch erwarten konnten. Ich habe nie gewußt, daß du so an der Firma hingist.“ Sie wird unmerklich rot und dann sehr blaß. Wie schredlich ist das alles! Fastig bemüht sie sich, ihre Hand dem schmerzhaften Druck seiner Finger zu entziehen.

„Ich muß gehen, Helmut. Es wird jetzt schon verhältnismäßig zeitig dunkel — und ich führe ungern im Finstern. Uebrigens habe ich der Hobbings durch Paps so gar halb und halb versprochen, zum Abendbrot wieder zu Hause zu sein.“

Der eiserne Griff, der ihre Finger fast zerbricht, lockert sich nicht.

„Du mußt dich doch, daß das gar nicht möglich ist, Doralotte!“ sagt die dunkle Männerstimme leise. „Aber wenn auch nicht pünktlich zum Abendbrot — heute jedenfalls kommt du noch wieder heim. Das verspreche ich dir, auch für den Fall, daß du meine Bitte erfüllst und mir noch eine einzige Stunde schenkst!“

Seine Stimme fließt. Die Worte überfließen sich. Er hat aus allem nur eins herausgehört, nur eins begriffen, daß sie gehen will.

„Daß es das Abschiedsgeheimt sein, Doralotte! In wenigen Tagen bin ich über alle Berge, und wenn ich wiederkomme, bist du längst verheiratet. Wenn ich wiederkomme —“ Er gibt ihre Hand unerwartet, beinahe brüst frei; aber sein Auge hält ihren Blick wie ein

Magnet. „Du bist immer gern geflogen, sei noch ein letztes, ein einziges Mal mein Fluggast. Drüben im Hangar steht meine Maschine. Komm mit! Wir fliegen eine Stunde, und dann leg ich dich sicher in deinen Wagen. Es ist möglich, daß ich Hamburg schon morgen verlässe — komm mit heute abend, für eine Stunde nur, Doralotte, bitte!“

Sie schwankt.

Sie möchte ihm einestheils gern den Wunsch erfüllen, andererseits fürchtet sie, man könne sich dabei um sie ängstigen. Frau Doktor Hobbings kann nicht warten, ohne zu flagen und zu jammern. Ihre Sorge wird den tranken Vater antreten. Ihr fällt ein, daß sie telefonieren kann.

„Gut, Helmut. Eine Stunde, nicht länger, hörst du? Und jetzt will ich schnell noch Beiseid sagen, hoffentlich bekomme ich bald Anschluß. Zu Hause weiß nämlich niemand, wo ich eigentlich stehe!“

Sie stehen auf. Des Mannes Hand liegt führend und beschuldigend leicht um ihren Ellbogen, während sie durch die Tischreihen und die Menschenmenge steuern. Schmerz und Leidenschaft durchtoben ihn. Noch eine Stunde — dann wird sie ihm wieder entgleiten. Für immer.

Die Telefonhängelei ist belagert. Kein Gedanke, rasch heranzukommen. Refraktiert gibt Doralotte es auf. Schließlich macht die eine Stunde ja keinen so riesengroßen Unterschied. Sie wendet den Kopf zu dem hinter ihr stehenden Better:

„Aber wirklich nur eine Stunde, Helmut!“

Er nickt ihr zu. Er kann nicht sprechen. Bis zur letzten Sekunde hat er gefürchtet, sie könne doch noch nein sagen. Selbst jetzt ist er noch nicht reflexlos ruhig. Er blickt Doralotte, gleich mit zum Hangar zu kommen.

„damit wir ja keine Zeit verlieren.“

Arglos geht sie mit.

Die Maschine war schon auf Feld gebracht worden; man hat den Flieger Helmut Rühne, der mit seinem Bordmonteur am nächsten Morgen zu einem längeren Probeflug aufsteigen will, für diesen Spätnachmittag erwartet. Allerdings ohne Begleitung.

„Alles in Ordnung?“

„Samohl, Herr Rühne.“

Da ist Peter Brns Overall. Doralotte zieht ihn über ihr helles, sommerliches Kleid. Ehe sie es sich versteht, hebt sich der Vogel vom Boden und steigt ins Blaue.

Land — Wälder. Die Elbe.

Es ist ein schweißiger Flug. Doralotte ist es zufrieden, ja, sie ist froh darüber. Das Geräusch des Motors würde ohnehin jedes noch so laut geprüchene Wort verjähren, das der eine der beiden Menschen dem anderen nicht direkt ins Ohr ruft. Und was sollen Helmut und sie auch noch besprechen?

Die Gedanken des Mädchens irren ab. Sie denkt an den tranken Vater, den sie so ärtlich liebt, sie sehnt sich plötzlich unjagbar nach Georg Trentow. Zugleich hat sie

die wunderliche Empfindung, sich unendlich weit von ihm zu entfernen.

Sie ärgert sich über sich selbst, kann nicht begreifen, warum sie dem Better vorhin nachgegeben hat. Es wäre doch besser gewesen, gleich auseinanderzugehen, ohne dielen Flug.

Der Höhenmesser steigt — steigt.

Wie Nauch ohnegleichen padt es den Piloten. Er kennt das jauchzende trunke Gefühl von taufend Flügen her. Aber heute ist es noch etwas anderes. Heute ist Doralotte bei ihm. Er und sie. Hoch oben im freien, weiten Reich der Himmel, in der majestätischen, gewaltigen Einsamkeit des Raumes.

Und der Höhenmesser steigt noch immer.

Weit und dümmig liegt die Welt tief drunten, und sie beide schweben losgelöst — fliegen.

Es tippt auf seine Schulter. Eine hohe, helle Stimme mahnt zur Umkehr. Helmut Rühne hört die Worte, er faßt auch ihren Sinn. Aber er kehrt nicht um.

Sein Vogel steigt — steigt. Hält pfeilgeraden Kurs auf das Meer hinaus.

Umkehren? Schon jetzt? Nein. Noch nicht. Eine kleine Weile lang noch.

Sechstes Kapitel.

Wolken und Wasser scheinen zu einem einzigen grauen, undurchdringlichen Band zusammenzuwachsen. Unaußersichtlich, nie aussehend, tönt das Dröhnen der Propeller, wie endlos martendes Maschinengetöse.

Bald wird der Abend da sein. Zwei Menschen sind allein in der ungeheuren Verlassenheit des Raumes zwischen Himmel und Meer.

Weiter — weiter —

Wohin?

Wie neblig es ist, selbst hier oben! Dießig. Und warum spricht Helmut nicht?

Berzweifelt bemüht Doralotte sich, ihn zum Reden zu bringen. Sie kann sich kein Stummbleiben nicht erklären, ängstigt sich allmählich namenlos in immer gesteigerter Sorge. Es wird dunkel. Sie müssen heim! Zwar glaubt sie bemerkt zu haben, daß sie den Kurs mehrmals geändert haben — aber man kann ja kaum die Hand vor Augen sehen, fliegt „blind“.

Ist denn immer noch kein Land in Sicht?

Irgendwo hinter ihrem Sitz muß ein Fallschirm für bringende, äußerste Not liegen. Aber was nützt der — mitten über der Nordsee?

Oder sind sie gar schon überm Atlantik?

Ihre Kehle ist trocken. Ihre Augen brennen. In ihren Schläfen klopft es. Stuch um Stuch frißt sich wie flüssiges Feuer in ihr abgeflämptes Hirn. Sie hat es ausgegeben, Helmut um eine Erklärung anzugehen, sich gegen das Unerhörte aufzulehnen, zu toben, zu betteln, zu flehen.

(Fortsetzung folgt.)

Ein guter Rat:



— schöne gesunde Zähne! —

Wochenend

ILLUSTRIERTES SONNTAGSBLATT

Erntedankfest

VON DR. R. FRIELINGS DORF

„Heil dem Lenz mit seinen Blumen,
Heil dem Herbst mit seinen Aehren;
Lenz ist liebliches Verheißen,
Herbst ist freundliches Gewähren.“

(Fr. W. Weber.)

Schwankende Wagen fuhren Tag um Tag goldene Berge in gesicherte Scheuern. In üppiger Fülle wanderten des Gartens Früchte in Küche und Keller. Hell klangen aus den Weinbergen die Lieder der Winzer, die den Segen der Reben in hochgefüllten Körben zur Kelter trugen. Und was der Wald in dunklen Gründen an Beeren und Früchten, an heilsamen Kräutern freigebig dargeboten, was die einsam schweigende Heide an des Sommers Sonne reifen ließ, das alles liegt geborgen im sichern Gewahrsam menschlicher Behausung, läßt die Menschen mit ruhigem Sinn des Winters Schrecken entgegensehen.

Wenn im Schein herbstlicher Sonne über die kahlen Stoppelfelder langsam silberne Fäden dahinziehen, dann geht es wie ein großes Aufatmen durch die Welt. Beendigt ist wieder einmal für ein Jahr das Ringen mit der Mutter Erde um ihren Fruchtsegen, um unseres Leibes Nahrung. Wie hat der Bauer mit dem Acker gerungen, um ihn zur Aufnahme der Saat zu bereiten! Jede Furche des Feldes trank seinen Schweiß. Mit welcher Mühe und Sorge hat er die keimende Saat betreut! Wie kämpfte er gegen Schädlinge und Unkraut! Dann kamen die Tage des Sommers. Ehrfurchtsvoll stand der Bauer an des Feldes Rain und horchte dem Atem des Schöpfers, der befruchtend über die wogenden Aehren wehte. Zu ihm stiegen seine Gebete, als türmende Wolkenungeheuer den reifenden Saaten mit Blitz und Hagelwetter drohten. Zu gut weiß der Landmann, daß all seine Mühe und Sorge vergebens ist, wenn der ewig über den Wolken Thronende nicht seinen Segen spendet. Aber wenn er, auf dessen Geheiß selbst nackte Felsen erquickenden Trank spenden müssen, auf dessen Wort selbst die dürre Wüste den Menschen labende Nahrung beut, wenn Gott gnädig unsere Fluren segnet, dann lacht uns der Herbst mit reicher Ernte. Es gab eine Zeit, die in ihrer Verblendung die Menschen aus ihrer gottgewollten Verbundenheit mit der Scholle losriß, die sie heimat- und wurzellos machte. In diesen Menschen ging der Sinn für die gewaltige Lebenssymphonie der Schöpfung verloren. Sie wurden darüber unruhig und unglücklich. Wer aber im Herzen die innige Verbundenheit mit der Heimaterde bewahrt hat, der erlebt mit dem Bauer die Hoffnung des Frühlings, die Mühen und Sorgen des Sommers und den Segen des Herbstes. Dem quillt in diesen Tagen aus tiefstem Herzensgrund ein heißes Dankgebet empor zum Spender dieses Segens.

Uralt wie das Menschengeschlecht selbst ist der Erntedank an den Schöpfer. War nicht das erste Opfer, von dem uns Geschichte zu berichten weiß, das Opfer der Brüder Kain und Abel, ein Erntedankopfer für den allmächtigen Gott? Haben nicht alle Völker auf dem weiten Erdenrund, soweit sie auf mütterlichem Boden eine Heimat fanden, diesen Dank für den Spender der Erdfrüchte gekannt? Und ob auch die Bräuche der Erntedankfeste in der Geschichte wechseln, ob sie auch in ihrer Verschiedenheit zahlreich sind wie die Sterne des Himmels, immer wieder klingt daraus der Menschendank für Gottes Güte. Zitternd stieg dieser Dank aus Menschenherzen, die in der Nacht des Helden-tums allenthalben in der Natur wirkende Dämonen schauten. Aber viel inniger noch fühlte die Menschheit im Lichte christlicher Offenbarung ihre Dankspflicht!

Die drei Herbstquatembertage der apostolischen Kirche sind feierlicher Ausdruck des Erntedankes. Mit dem Dank und der Freude über die reichen Geschenke göttlicher Güte verbinden sie die Mahnung zu Einkehr und Buße. Diese hat keineswegs den Charakter

der Trauer. Sie soll nur unseren Blick zu Gott emporheben, soll uns lehren, daß wir die Gaben göttlicher Huld recht verwenden, daß wir sie genießen mit Dank gegen den Spender, daß wir aber auch unserer leidenden Brüder und Schwestern nicht vergessen. Gern

und freudig sollen wir aus des Herbstes Segen auch den Armen mitteilen. Denn für alle ließ der Herr die Saaten reifen, schenkte uns der Früchte Fülle und die nahrhaften und heilsamen Kräuter. Und wie die Kirche allem Irdischen einen überirdischen Sinn gibt, so hat sie auch durch die Festsetzung des Allerheiligenfestes dem letzten Abschluß aller Erntearbeiten einen tiefen Sinn gegeben. Sind doch die Heiligen die große Ernte des Gottesreiches, die in die himmlischen Scheuern eingebracht wird.

Durch uralten Väterbrauch geheiligt werden auch in unserm deutschen Volke zahllose, sinnige Bräuche zum Erntedank bewahrt. Wenn sie heute wieder machtvoller hervor-drängen, so ist das wohl eine der stärksten Beweise für die Selbstbesinnung und innere Wiedererstarkung unseres Volkes. Auch in deutschen Landen hat ein unseliger Zeitgeist vergangener Jahrzehnte viele Deutsche heimat- und wurzellos gemacht. Aber in dem Selbstbehauptungskampfe, den wir heute wieder gegen eine ganze Welt führen müssen, sind wir auf uns selbst, auf unsere Heimaterde zumeist angewiesen.

In diesem zeitbedingten Zwang erleben wir alle wieder, auch in den Städten fern der Ackerscholle, die innige Verbundenheit mit dem Bauer und durch ihn mit der heimatlichen Muttererde. Mit dem Bauer haben wir um die Saaten gebangt, mit ihm freuen wir uns alle der geborgenen Ernte. Mit ihm quillt uns allen der Dank zum Schöpfer aus dem Herzen, der unser Ringen segnete. In diesem Mitfühlen werden wir uns bewußt, wie stark die Bande volklicher Gemeinschaft uns umschlingen. Aus diesem Bewußtsein wächst unsere Entschlossenheit, diese Gemeinschaft zu wahren. Da begegnen sich Christentum und Nation. Feierlich mahnt die christliche Kirche, in der Fülle der Erntegaben den Dank gegen den Schöpfer und die Pflicht gegen darabende Mitmenschen nicht zu vergessen. Der Staat ruft das ganze Volk auf zu einem Erntefest. Als ganzes Volk geeint sollen wir dem über uns waltenden Gott unseren Dank abstatten. Alle Stände unseres Volkes sollen teilnehmen an der Freude des Bauernstandes über die glückliche Ernte, aber in der Gemeinschaft dieser Freude soll uns auch die Gemeinschaft der Pflicht bewußt werden, einer für den anderen zu ringen, damit das ganze deutsche Volk seinen Lebensweg gehen kann.

Erntedankfest in deutschen Landen! Wald und Fluren werden ihren letzten Laubschmuck hergeben müssen, um unsere Häuser zu bekränzen. Auf festlich geschmückten Wagen prangt goldener Aehrenkranz als Zeichen gesegneter Ernte. In bunten Feierkleidern drängen sich frohe deutsche Menschen in unabsehbaren Scharen zum Erntefest. Wenn der milde Herbsttag dieses Festes über den trauten Fluren der heißgeliebten Heimat heraufzieht, dann laden die Glocken unserer Kirchen zum Erntedank. Dann wollen wir alle dem Rufe folgen. Und wie der Bauer im trauten Dorfkirchlein seine steif gearbeiteten Knie vor dem Allerhöchsten beugt, wie er seine schwieligen Hände zum Dankgebet faltet, so wollen auch wir in den Kirchen und Domen unserer deutschen Städte in hellen Scharen uns mit dem Dank des Bauern verbinden. Das ist des Festtags rechter Beginn. Dann wird uns die Freude dieses Tages zur wahren Herzensfreude. Dann wird dieser Tag unserm Volke zum Segenstag, weil aus dem demütigen Dank gegen den Schöpfer auch das Gelöbnis zur Tatverbundenheit christlichen, deutschen Volkes emporlodert. Aus der Beglücktheit solchen Erntedankfestes werden in uns Mut und Kraft wachsen, unserem Volke sein Lebensrecht zu erringen.



Bückeburgerinnen beim Erntetanz

HERBST

Er sammelte uns Frucht und Korn
In Keller, Speicher und Gelaß
Und zahlte nicht mit seinem Zorn
Der Missetaten blinden Haß.

Er wog die Sonne und den Regen
Zu unsrer Saaten Wohlstand aus,
Der Torheit wirkte er entgegen
Und schützte blitzend unser Haus.

Er zog das Obst am Zaune groß
Und rötete es reif mit Süße,
Er hob den Halm aus Ackers Schoß
Und schnitt ihn gilb uns vor die Füße.

Wir aber brauchen nur zu danken,
Und unser Wenig wird ein Viel.
Für einen einzigen Gedanken
Führt Gott uns an das reiche Ziel.

E. Vorbeck.

Es ist Zeit zum Danken

Von Franz Johannes Weinrich

Die Felder und Bäume gaben uns ihre Früchte, die Bienen ihren Honig, die Weinberge ihre Trauben, die Fülle des Jahres heimstet uns ein — es ist Zeit, Herr, daß wir dir danken für deine große Güte, die ewig währt!

Ja, es ist Zeit, daß ihr dem Herrn lobsinget und dankt, sagen wir, Weizen und Roggen, sagt alles Korn der Felder, schon lange sind wir in die Hände zurückgekehrt, die uns gesät. In die Hände, die uns fortgeworfen, sind wir zurückgewachsen — aber nicht allein, verheerend fährten wir wieder. Auf, es ist Zeit! Sagt Dank, ihr Säer, sagt Dank, ihr Ernteleute!

Seht: die Vögel des Himmels kamen und nahmen sich von uns ihr Teil, aber immer noch sind wir unendlich viele und können den Erdkreis sättigen mit unserm Mark.

Seht: Frost, Wurm und Brand haben uns befallen, haben unter uns gewütet — aber immer noch sind wir unendlich viele und können die Schlachten gegen den Hunger schlagen.

Seht: Sturm und Wolkenbrüche haben unsere Halme geknickt und Hagel hat uns zerstampft — aber immer noch sind wir unendlich viele und können die Schlachten gegen den Hunger schlagen.

Ja, es ist Zeit, daß ihr dem Herrn lobsinget und dankt, sage ich, die Erde, denn ich war fruchtbar auf sein Geheiß und habe eure Mühe vergolten mit Segen. In langen Wochen der Dürre schrie ich stummen Mundes und mit dürstenden, rissigen Lippen zum Himmel — und wo eure Herzen mitschrien, da ließ der Herr regnen zur rechten Zeit. Ich kenne den leichten Tritt der Vögel und verberge das eure vor ihnen. Ich hüte den Keim und nähre die Wurzel, und Halm und Ähre vertrau' ich den Winden, die im Lande laufen aus und ein. Lobet den Herrn, daß er sich euer erbarmt und mich Lebens vom Leben läßt dienen.

Lobet den Herrn, der ansah die Leere eurer Ähre und Scheuern. Er hat euch uns Früchte des Feldes gegeben: den Roggen, der die herbe Kraft der Erde Tropfen um Tropfen eingefangen, und den Weizen, den zu süßem Kern gefestigten goldenen Tau. Und den braunen Hagel der Rüsse. Und die Kolben mit den ausgerichteten Schlachtreihen von Mais. Und die Trommler des Herbstes: Äpfel und Birnen. Und den Balsam der Bienenkörbe. Und den Seim der Saaten, das Öl, und das Blut der Traube, den Wein — lobet den Herrn!

Lobet den Herrn, ihr, die uns gesät und gepflanzt, von den Schlingen des Unkrauts befreit und von Geizier erlöst. Lobet den Herrn, denn er erweist sich euch gnädig vor allen anderen Menschenkindern, denn durch uns spricht er zu euch noch immer die Sprache, die er zu seinen Jüngern gesprochen. Von uns hat er seine Gleichnisse genommen, und ihr hört sie jeglichen Tag. Er hat uns geheiligt, da er uns schuf, und er hat uns befehlt, da er in unserm Wachstum ließ sichtbar werden das seines Königreichs. Ich, das Senforn, ich, der gute Baum und ich, der schlechte Baum — wir sind des Herren stummer und doch bereiteter Mund bis ans Ende der Tage. Ihr Säer und Ernteleute, eure Hände sind heiliges Gerät, denn sie halten lebendig die Gleichnisse des Herrn. Wo ist einer unter euch, der nicht bebt, wenn er den Samen in die Erde säubt? Wen schaudert nicht, wenn er die Ärt an die Wurzel legt, und wenn er die nutzlosen Kräuter verbrennt? Wie, ihr Löf der stummen Erde die Zunge und sie spricht Christi Sprache und ihr höret sie nicht? Lobet den Herrn, denn er erweist sich euch gnädig vor allen anderen Menschenkindern, denn durch Geheßen und Mißwachs der Früchte des Feldes spricht er zu euch noch immer die Sprache, die er zum Volke Sudaas gesprochen.

Lobet den Herrn auch ihr, die ihr nicht gesät und doch erntet und also lebt. Ihr wartet nicht der Fluren, und doch kommen die Wagen zu euch mit ihrem Geheßen.

Auch den Kindern in der Fremde schickt der Vater von seinem Reichthum. Und eure Leiber werden satt, und im Duft und Wohlgeschmack der Früchte empfangt ihr den Gruß der Erde, der ihr entfremdet, ahnt ihr den Himmel, der gütig sein Antlitz darüber geneigt. Lobet den Herrn, weil er Trostige geschaffen, die Donner und schweiger Schein nicht ängstigt, Regen und Wind nicht von den Feldern verjagt. Sie beugen sich über die Erde wie Gott sich über die Erde gebeugt, da er sie schuf. Heilig ist dieses Gebüßlein, denn es ringt mit dem uralten Fluch und läßt nicht ab, bis er zum Segen gewandelt. Sie sind

umgewandelt von dem umgewandelten, das Erde und Menschen gehegt und der Himmel erfüllt, und das nie überfüllt — lobet den Herrn!

Ja, es ist Zeit und würdig und recht und billig und heilsam, daß ihr dem Herrn lobsinget und dankt! Kommet herbei! Ich, die Dorfkirche, hatte meine Türe offen in der Zeit des Säens, des Wachstums und Reisens — und ich habe sie offen in der Zeit der Ernte. Sehet, ich bin ein Bienenkorb, wie keinen es gibt auf einem Immenstande der Welt, ihr aber seid meine Bienen. Doch nicht, was ihr in mich eintragt, schenkt ich zurück; denn eure Tracht sind Bitten, Tag um Tag, Bitten und Flehen und Klagen und Jammern — in Segen verwandelt, schenkt ich sie wieder. Und der Segen säerte wie jegliches Jahr auch in

deiner Milde fröhlich inne werden.“ Und so geschah es. Und ich betete mit euch wider die Plagen des Feldes: „Durch uns, deine Diener, drohe streng, schide aus und vernichte, die uns schaden!“ Und so geschah es. Und ich erhob meine Stimme für euren Hof und alles was sein ist und bat: er möge sein eine Stätte der Gesundheit, Keuschheit, der Sieghaftigkeit, der Demut, der Milde, der Liebe und Dankagung Gott gegenüber — und so geschah es. Und ich ging segnend durch eure Ställe und betete: „O Herr, allmächtiger Gott, du hast deinen eingeborenen Sohn, unsern Erlöser, in einem Stalle geboren werden und in eine Krippe zwischen zwei Tiere legen lassen; segne, so bitten wir dich, dieses Stallgebäude und schütze es gegen jeglichen Schadenwillen und gegen jede verwerfliche teuflische Ansehung, und so wird es für die Zugtiere, die Herden und übrigen Tiere ein Ort der Gesundheit und der Sicherheit vor Böswilligkeit sein. Und weil ja der Däse seinen Herrn kennt und der Gel die Krippe seines Herrn, so gewähre milderherzig deinen Dienern, die du nach deinem Ebenbilde erschaffen hast, und die du nur wenig unter die Engel erniedrigt hast, und deren Füßen du Schafe und das Großvieh und obendrein alle Tiere des Feldes unterstellt hast, daß man sie nicht mit törichteren Tieren vergleichen muß, und daß sie nicht Pferd und Mausekel ähnlich werden, die keinen Verstand besitzen; vielmehr mögen sie dich, den einzigen Gott, als Urheber aller Güter erkennen und in deinem Dienst treu verharren. Und so werden sie dir für die empfangenen Wohlthaten dank sagen und noch größere Wohlthaten zu empfangen verdienen.“ Und so geschah es. Und ich betete für euch alle: daß ihr so durch die zeitlichen Güter hindurchgeht, daß ihr die ewigen nicht dabei einbüßt. So geschah es. Und am Abend vor Schlaf und Traum sende ich meine Gloden aus und sie schreiten wie Geharnischte durch die Luft und schlagen ihre Schilde an und rufen: flieht, ihr Dämonen und bösen Geister, flieht aus dem Umkreis des Segens unseres Herrn! Sagt, ihr Säer des Kornes und ihr Wärter der Traube — die Felder und Bäume gaben euch ihre Früchte, die Bienen ihren Honig, die Weinberge ihre Trauben, die Fülle des Jahres heimstet ihr ein — ist es nicht Zeit, dem Herrn für seine große Güte zu danken?

Ja, es ist Zeit, daß wir, die das Korn säen und der Traube warteten, dem Herrn lobsingten und danken. Wir wollen nicht, daß sich der Schweiß unseres Angesichtes, den wir dem uralten Fluch unseres Gottes und Herrn reichlich geopfert, verwandele in Gold. Wenn alles, was reifte, zu Gottes Ehre dient und zur Abhilfe menschlicher Not — wie wollen wir glücklich sein! Wir loben dich, großer Gott, um der jährlichen wunderbaren Brotermehrung willen auf unseren Aedern. Wir loben dich, weil du unser Leben und Tun gewürdigt, ein Gleichnis deines himmlischen Hauswaltens zu sein. Wir loben dich, weil du unsere Scheuern fülltest — nun können wir tun wie du und vom Ueberflusse geben und opfern. Wir loben dich, daß du uns anseuerst durch eine glückliche Ernte, alle Barmherzigkeiten zu tun. Du machst, daß wir dem Bettler, der bei uns anklopft, die Türe öffnen und unser Herz. Dem Armen gibst du durch uns ein Kleid. Denn dazu überflutest du uns mit der Fülle der Ernte: damit wir hier deine Hände find, die ausstelen in der kleinen Runde ihrer Nächsten bis in die große Runde unseres Volks und der Völker. O Gott, wie das Brot, das auf den Tischen der Reichen und auf den Tischen der Ärmsten ruht, aus diesen Weizenkörnern, die über die Berge hin zerstreut waren, zusammengebracht zum einheitlichen Ganzen wurde, so laß die Liebe der Deinen zu einer einzigen Liebe werden; denn deine Ernte soll Liebe sein, weil du Liebe gesät. Amen.

Erntedank für die armen Seelen

Die Toten sind dahin —
Aber immer wächst noch das Brot
Und immer wächst noch die Traube
Und wird gekeltert zum Wein,
Und wir, die noch leben,
Haben Speise und Trank.

Die Toten sind dahin —
Aber immer noch wächst die Gnade
für die Lebendigen und die Toten —
Auf, laßt uns ihnen geben
Von unserer Speise.

F. J. W.

es, deren Arbeit vor allen andern geheiligt: sie fahren auf ihren Wagen den Weizen, dessen ganze Sehnsucht es ist, Christi Leib zu werden, und sie betreten ihn, noch ehe ihn der Priester am Altare als heiliges Opfer erhebt. Und sie warten der Traube und bringen sie in die Kelter, die geheiligt ist vor allen anderen Geräten, weil sie ein Abbild der Kelter des heiligen Kreuzes, das die Welt erlöst. Und die Traube wird wie ihr königlicher Bruder, der Weizen, erhoben und zum Blute des Herrn, von dem einzig der wahre Adel entstammt. Alle seid ihr vom Fleisch und vom Blute der Erde, und sterblich ist euer Fleisch, auch wenn es lebt in den fernsten Ecken, sterblich ist euer Blut, auch wenn es fließt bis an die Grenzen der Zeit — unsterblich nur ist es vom Brote der Engel,

diesem aus der Quellkammer des Tabernakels unaufhörlich und siderte durch die Mauern und strömte in die Fluren und in eure Herzen unaufhaltbar. Unendlich über den Hall meiner Gloden reicht er hinaus. Er segnete das Feuer, das euch gewärmt und geleuchtet, er segnete das Wasser, das Menschen, Tiere und Fluren trank. Und ich betete mit euch in den hellen Tagen des Sommers, daß das Licht herrscht und länger regiert als die Nacht, zum Zeichen, daß diese einst ganz an ihren finsternen Ort gebunden wird: „O Gott, du hast die Dinge der Natur gerade mittels des immerwährenden Auf und Nieder der Luft zu einem Kultmittel deiner Majestät gemacht, verleihe uns auf unser Flehen hin heitern Himmel, und so werden wir, die wir uns vor deinem Zorne fürchten,

Eines Morgens nun, nach einer regenigen Nacht, gewährte ich hier und da hauchbünne, kaum wahrnehmbare Streifen wie Fäden sich über das Land ziehen. Da lief ich eiligst hinab und nach draußen, um zu schauen, was es war. Und als ich erkannte, daß es Rüben waren, nichts als einfache, gewöhnliche Runkelrüben, war ich enttäuscht. Denn was ist schon eine Rübe mehr als das, was sie für das liebe Vieh ist? Und kann schon ein Rübenfeld schön sein? Damals, als die ersten Rüben die grünen Köpfe aus dem Boden streckten in das Licht des Tages, war der Roggen auf dem Nachbaracker schon mächtig in die Halme geschossen. Wenn nun der Wind darüber wehte und die Halme beugte, war es, als ob sie sich höhnisch vor den armen Rüben verneigten, wie im Alten Testament die Brüder vor dem ägyptischen Josef.

Aber die Rüben achteten es nicht, sie wuchsen vorwärts und taten ihre Pflicht. Indessen kam schon bald die Stunde, da ein Haufen Mäde mit weißen Kopf-tüchern sich über das Feld hermachte, tagelang darüber froh und von zehn Pfänzchen kaum ein einziges übrig ließ. Damit ein einziges gut und stark werden konnte, mußten neun andere vorzeitig sterben. Sie lagen, ihrer Mutter entrispen, blindlings verstreut umher und verbrannten in den Strahlen der Sonne. Ein Ausbruch der Ergebenheit und Bereitwilligkeit schien an ihnen zu sein, wie bei sterbenden Soldaten auf dem Schlachtfelde. Vielleicht ahnten sie, daß ihr kurzes Leben nicht sinnlos und daß ihr Schicksal notwendig war.

Gleich als wollten die Ueberlebenden mit vervielfachtem Eifer für ihr Leben danken, schossen sie jetzt mit aller Macht und unaufhaltbar ins Kraut. Hatte anfangs das Grün des Feldes kaum ein Tausendstel der Fläche ausgemacht, so sah man nun mit jedem neuen Tag, wie immer mehr und immer mehr der braunen Erde von quellenden Blättern bedeckt wurde, wie auf einmal das Grüne über das Braune die Oberhand gewann und schließlich das letzte Fleckchen Erde von dem quirlenden, leise bewegten Teppich zugebeugt war. Die einzelnen Rüben waren nicht mehr zu unterscheiden, sie waren

untergegangen in der Gesamtheit, waren verschwunden unter der gleichmäßig grünen Fläche. Aber hinter dem äußeren Scheine erkannten wir wohl, daß es die Einheit des Ganzen nicht geben konnte ohne die kraftvolle und gesunde Einzelheit.

Wieder kamen lange Tage, an denen das Feld in der Arbeit innezuhalten schien, an denen nichts sich veränderte, nichts sich ereignete. Da aber die Beschäftigung mit ihm uns zu einer lieben Gewohnheit geworden war, fingen wir an zu raten und zu schätzen, wieviel Rüben wohl auf dem Felde stehen mochten, und wenn Fremde kamen, führten wir sie an das Fenster und fragten sie: wieviel? Und wir freuten uns diebisch, wenn sie so an daneben griffen und die Augen aufstießen, als wir es ihnen sagten. Denn wir hatten inzwischen das Feld abgeschritten und die durchschnittliche Rübenzahl für jedes Quadratmeter festgestellt. Es hatte sich dabei ergeben: 200 mal 180 mal 7 = 252 000.

Auf einmal wieder bemerkten wir, daß das Feld sich veränderte, ohne daß man anfangs ohne weiteres hätte sagen können wie. Indessen wurde es mit jedem Tage deutlicher, daß die Blätter zu fallen begannen. Immer leichter und heller wurde das Grün des großen Teppichs immer mehr wie es an, hier schneller, dort langsamer, sich ins Gelbe zu wandeln, und nun, da ich dieses schnelle und durch das Fenster hinausguckte, sehe ich in dem milden Farbenspiel an einzelnen Stellen schon beige, gene und zartrote und weinlaubfarbene Schattierungen. Auch im Buchenwald im Hintergrund gehen merkwürdige Dinge vor, und manchmal ist es, als höre man es in den knistern. Auf den Telegraphenstangen dacht vor mir sammeln sich Schwärmen.

So trage ich nun eine leise Wehmut im Herzen, weil ich die Stunde nahe fühle, da es Zeit wird, sich zu verabschieden. Es ist der Abschied von einem guten und verlässlichen Freund, der mir, wie alle guten Freunde, auch ein zwar stummer, aber eindringlicher Mahner war.

Kleine Geschichte eines Rübenfeldes

Von Walter Siemes

Ich habe sein Leben mit ihm gelebt von seinem ersten Tage an. Wenn ich die Gardinen zurückschob vor dem jungen Morgen, lag es weißlich gestreckt vor meinen Augen, und es blieb bei mir, ausgebreitet vor dem Fenster meines Arbeitsplatzes, Stunde um Stunde. Ich sah es bei seiner Geburt und werde es beim Sterben sehen, ich sah die üppig quellende Kraft seiner Jugend und sehe nun seine Blätter fahl und fahler werden mit jedem Tag. Eine stille Wehmut ist in mir, wann immer ich nach draußen blicke auf seine schwindende Kraft, aber auch eine tiefinnere Dankbarkeit, daß es ein halbes Jahr lang seine weitläufige Schönheit mir darbot und daß es in aller Schönheit sein Leben mir gab als ein einziges Schauspiel des Werdens und Vergehens, indem es das düstere Geheimnis alles Lebens in jedem Augenblick groß vor mich hinstellte.

Im Hintergrund und nach links hin begrenzt es der Saum eines hohen Buchenwaldes, dessen fröhliche Zadenlinie auf die Rüben herabsieht wie der Ritz einer Villa auf ein Schneckenhaus vor der Freitreppe. Rechts stößt es an einen kleinen Roggenacker und weiter hinten an eine leicht ansteigende Wiese, auf der tagsüber scheltige Kühe weiden, deren sachwerkene Stallung im Hintergrund schwarz und weiß aufleuchtet.

War es nicht gestern, daß vor meinem Fenster die dunklen Hügel der Dungen in den feinsten Frühjahrs-

morgen dampften? Noch höre ich das Hüß und Huh des Knechtes, der schweren, ziehenden Schritte hinter der Pflugschar und den beiden Braunen über die flebrig blinkende, aufbrechende Erde stapfte. Damals sprach es schon im Buchenwald. Ich sehe noch die weitausholende, rhythmische Bewegung des Bauernarmes, von dessen Hand die weißen, dünnen Wolken des Thomasmeßels über das Land wehten. Viele Stunden lang ging der Mann, den Düngerfort im gewinkelten Arm, nicht unähnlich einem segnenden, weiswasserisprengenden Priester, vor meinem Fenster auf und ab, und in meine Stube hinein wehte der Geruch des Düngemeßels. Nachdem dann noch der Schlitten der Egge, krümeln und lodern, ebnend und glättend, seine letzte Arbeit getan, war der mütterliche Schoß des Feldes gekräftigt und bereitet genug, aufs neue zu empfangen. Schon am nächsten Tage war die Einsaat.

Dann lag es lange still und reglos, ohne Zeichen eines Lebens, gleich als wenn nichts geschehe, nichts sich ereigne. Nur seine Farbe wechselte im Wechsel von Nässe und Trockenheit. Aber wir wußten wohl, daß es im Verborgenen wirkte und keimte, und ich riet und wettete mit meiner Frau, was es wohl werden würde, was wohl der Bauer in diesem Jahr vor unserm Fenster hingebreitet habe.

DAS Dschungel rief

Schulz-Kampfschenkel

Zoologie-Student, Tierfänger, Urwaldjäger in liberianischer Wildnis

Copyright 1933 by Neufeld & Henius, Berlin u. Nachdruck verboten

In diesen fieberhaften Arbeitstagen tauchte eines Abends eine kleine Gruppe Eingeborener vor dem Zelt auf, wo ich gerade an den Listen für die Verschiffung schrieb. Momo verdolmetzte, die Männer wühlten einen sicheren Wechsel des „mali“, des Zwergflupferdes. Er wollte sagen „hippopotamus“ und verhaspelte sich hoffnungslos wie jedesmal, wenn das Wasser auf dieses meat kam. Ob sie versuchen sollten, es für den weißen Mann zu fangen, hieß es weiter. Ich mußte gehen, daß ich voller Mißtrauen war; denn seit zwei Monaten wußte das ganze Land durch die Agenten und die Häuptlinge, daß ich ein Sippo haben wollte. Außerdem hatte ich den Kopf mit dem Transport voll. Deshalb sagte ich allright, ließ den Leuten einen Tabak-dash verteilen und vergaß sie in dem Augenblick, da sie lautlos in den Busch verschwanden. Und die nächsten Wochen waren danach angetan, daß sie mir nicht wieder ins Gedächtnis kamen.

Es klappte grad noch so mit der Verschiffung. Aber unter Begleitumständen, die der Teufel selbst sich ausgedacht hat. Zunächst brach an dem Tage, als das große Ruderboot der Faktorei auf dem Maja vor Cobolia erschien, um den Tiertransport und eine kleine Ladung Palmnusskerne abzuholen, eine Strähne dieser elenden Regenzeit mit wahrhaft höllischer Gewalt herab. Es dauerte zwei Stunden, bis wir alle Käfige halbwegs trocken unter Säcken und Planen im Boot verfrachtet hatten. Nun mußte es unter den Urwaldkronen eines Nebenflusses über Nacht auf das Absinken des Wolkenbrudes warten. Ich hatte dazu keine Zeit und machte mich mit drei Getreuen auf den Nachtmarsch durch den überschwemmten Urwald. So etwas habe ich zu meinem Glück nur einmal miterlebt. Und als ich nach über einer Woche abgetäpft und übermüdet von der Ueberanstrengung der letzten Tage wieder im Urwaldlager in Cobolia eintraf, hieß es dort mit aller Kraft von neuem an den Tierfang und die Jagd, um für die eigene Heimkehr in sechs Wochen einen dritten guten Tiertransport zusammenzubekommen. Jetzt wurde es mir allmählich etwas brenglich um mein Zwergflupferd zumute. Alle Reisenden und sonstigen Agenten wurden noch einmal mit großartigen Versprechungen auf dies Wild geheßt. Ich schickte einen Käufer zu dem Dorf, in dem die Flupferjäger wohnten (Momo hatte es behalten), und erhielt die Antwort, sie hätten mehr als eine Grube angelegt. Dann traten mit dem Anwachsen des neuen Tierbestandes die Tagesjagen wieder in den Vordergrund.

Über knapp zwei Wochen vor dem Tage meines Heimkehrdampfers lief in das Lager ein Gerücht ein, das Hippo sei gefangen. Nun erschienen ja des öfteren falsche Prinzen und erzählten zauberhafte Dinge. Deshalb war in einer Viertelstunde einer meiner Schwarzen auf dem Weg, die Wahrheit zu erforschen. Und am nächsten Mittag plakte die Bombe: das große Wild sah wahrhaftig in der Falle! Im Morgengrauen des folgenden Tages strebte ich dem aufregenden Ort entgegen, so schnell ich es auf meinen von Gehwürten gesfolgerten Gebeinen schaffen konnte. Gegen Mittag erreichten wir den Oberlauf des Maja wieder, wo die Jäger uns mit einem Kanu erwarteten. Eine kleine Stunde paddelten wir stromauf. Ich konnte meine Augen kaum zügeln. Endlich bog der Einbaum von der Strommitte auf das von dichtem Dschungel überwachsene Ufer zu. Jetzt knirschte es unter dem Steven. Der erste Neger sprang an Land — es war eine vier Meter hohe, steilschräge Uferwand, an der gleich einem Tunnel durchs Gestrüpp der enge Ein- und Ausstiegsweg des „mali“ hinaufführte —, ich hinterdrein, klonnte die Böschung hoch, sah einen hohen Palisadenzaun vor mir, viermal vier Meter ungefähr umfriedend, — und darinnen die kostbarste Beute, — das Zwergflupferd der liberianischen Wälder! Ich stand andächtig still. Hinter mir drängten sich die Schwarzen, rings um uns wogte das enge Blättermeer des Dschungels. In diesem Augenblick schien das düstere, nasse, plumpe Urweltwesen meinem Jägerauge ein köstliches, seltenes Kleinod, das aus der Ferne eines Wunschtraumes gleich einer Offenbarung urplötzlich vor den Blicken des begehrlichen Bewunderers auftauchte!

Durch die Zaunspalten blickte ich noch ein paar Minuten, wobei der große Bursche mich unter wildem Schnauben annahm. Die Fallgrube, in die er ahnungslos hineingestürzt war, hatten die Neger fast bis zum Rande wieder vollgeworfen, so daß er ungefähr zu ebener Erde in dem, nach seinem Gang darum errichteten, Gesäße stand. Eine Stunde mühten wir uns ab, bis wir wußten, ob wir es mit einer Dame oder einem Herrn zu tun hatten. Das ist bei Zwergflupferden nämlich nicht so einfach zu entscheiden. Endlich erwies es sich als weibliches Geschlecht. Das war nun gerade, was ich brauchte. Eine unbändige Freude breitete sich in mir aus. So sollten diese unglücklich strapazierten, sorgenvollen Urwald-

monate doch noch durch einen großen Trumf gekrönt sein! Da kam nun das Sprichwort von den Bäumen, die nicht in den Himmel wachsen.

Ich mußte den weiteren Begegnissen vorweggreifen. Mit den Fängen hub ein grimmiges Balader um den Kaufpreis an. Nach drei Stunden waren wir schließlich handelseinig: sie sollten noch den Bau des mächtigen Transportkorbes auf ihren Teil nehmen und das Tier den Majafluß hinab nach Cape Mount schaffen. Ich wollte diese aufregende Arbeit selber leiten, und an der Küste sollten sie ihr Geld bekommen. So hatte ich noch die Gewähr, daß das Flupferd gut gepflegt wurde, zumal der eine Mann schon früher einige gefangen hatte und sich darauf verstand. Denn ich selbst war in diesen Tagen vor dem Ausbruch im Tierfanglager unabkömmlich. Unsere Abmachungen wurden noch durch „boof“ besiegelt, und ich machte mich in aller Eile auf den Heimweg. Am nächsten Morgen lag ich wie ein Stein mit einer handfesten Malaria im Gehäule auf der Kaje. Sechs schwere Tage später bekam ich endlich der Missionsarzt in die Finger, belah sich einen Tropfen Blut aus meinem linken Ohr im Mikroskop, jagte mir in dem Krankenzimmer in der deutschen Faktorei in Cape Mount etliche Spritzen in den fieberverseuchten langen Leib, flüchte ihm Chinoplasmin-tabletten ein und hatte mich zur Abfahrzeit des Dampfers wirklich so weit, daß ich zur Not auf eigenen Beinen durch die Gegend schleichen konnte. Davon, wie sich der Fall auf den nur notdürftig verpackten und den Schwarzen überlassenen Tiertransport auswirkte, will ich lieber schweigen. Hätte sich nicht mein

stets hilfsbereiter Gastgeber darum bemüht, so würde ich wohl kaum noch einen kümmerlichen Ueberrest an Bord bekommen haben.

Der Traum vom Zwergflupferd jedoch war ausgeblüht. Ich selber hatte mich in meinem Zustand nicht mehr darum kümmern können. Die Jäger brachten es nicht rechtzeitig zur Küste. Und ein und einen halben Monat später erhielt ich in Berlin dann einen Brief von meinem Landsmann, in dem zu lesen stand, daß das Hippo noch in jenen Tagen oder Nächten seinen Zaun im Busch durchbrochen habe und für alle Zeiten wieder im Dämmer seiner heimatischen Urwälder untergetaucht sei . . .

An die Ausbruchstage im Cobolia-Lager aber werde ich mein Lebtag denken. Zunächst hielt ich mein Fieber gar nicht für Malaria, sondern nur für einen allgemeinen Schwächeanfall nach der Ueberanstrengung der letzten Wochen. Am dritten Tag wurde es trotz Chinin so heftig, daß ich in einer halbwegs klaren Stunde einen Brief an die Küstenfaktorei zusammenmalte, mit der Bitte, das große Ruderboot sofort herauszuschicken und mein ganzes Lager mit mir abzuholen. Mein Dampfer war ja sowieso in einer Woche fällig. In aller Eile wurde nun der letzte Ausbruch vorbereitet. Es war ein Glück, daß ich die Schwarzen fest am Zügel hatte, denn ich war ja wirklich hilflos. Wer je Malaria gehabt hat, wird das wissen. Aus dem Zeltbett gab ich den Tag über die nötigen Kommandos. Zwischenbüch brachte der Neger Tommi, der mit einem andern die Transportkisten mit Drahtgeflecht und Türen herriechte, die Bretter und Leisten an mein Bett, damit ich sie mit Blei und Zolstoff so anzeichnen konnte, wie er sie zu sägen hätte. Ohne diese Borarbeit brachten sie alleine keine Kiste fertig. Dann tauchten endlich eines Vormittags die Ruderboys vom Boot im Lager auf. Das Getier wurde mit vieler Mühe aus den festen Käfigen gefangen und in die Transportbehälter überführt. Dabei gingen den Kanafen zwei gefangene Affen und zwei Erdhörnchen davon. Nach drei Stunden unbefriediglichen Wirrwarrs war mein ganzes Unternehmen in dem riesengroßen Brandungsboot am Fluß verkauft. Ich lag als letztes Stück im Liegestuhl inmitten des verlassenem Lagers. Vier Männer trugen mich in der berühmten Gängematte fort und betteten mich dann mit rührender Bescheidenheit zwischen einen kleinen Haufen prall gefüllter Palmnusskern vorn im Bug.

Die Sonne versank wie ein glühender Ball am Horizont, als unser schwer beladenes Flupfschiff auf den Strom hinausging. Die Tropennacht brach an. Und während im monotonen Takt des schweren Ruderhubs Stunde um Stunde die düsteren Urwälder rechts und links vorüberflossen, rollte in meinem fiebernden Kopf in bunten Bildern noch einmal das Gedankenfilmband der Erinnerung ab, — und eine Ahnung dümmerte in mein Bewußtsein, daß ich durch dieses erste große Wildnis erleben meines Lebens wohl für alle Zeiten dem Sirenenruf des fremden Erdeis endgültig verfallen wäre . . .

(Ende).



Die historische Ratsherrenweinstube in Trier

Ragimund Reimesch

DER BIRNBAUM

Von Jakob Kneip

Der gute Apfelbaum, jener Gastwirt wundermüde, den Abland im Liebes gepriesen hat, kann an Gaben und Wundern nicht reicher gewesen sein als unser Lieber, alter Birnbaum am Kameswald. Ja, dieser Birnbaum hat sogar eine wirkliche Geschichte, ein dunkles und tragisches Schicksal gehabt, das sich schaurig hinter ihn erhebt.

Da, wo der steinige Bergpfad, der von der Mosele zu unserem Dorf hinaufführt, nach einer sehr steilen und holprigen Steigung endlich aus dem Walde in die Felder hinausbiegt, stand dieser Birnbaum am windigsten höchsten Hang.

Man erblickte ihn sofort, wenn man aus der hohen Buchenhalle heraustrat, ja, man konnte ihn gar nicht übersehen, denn er stand ganz einsam in der sonst kahlen Feldbreite. Keine drei Schritte vom Wege stand er, just so, als sei er eigens hierher gepflanzt, um den Wanderer, der müde oder durstig den Berg hinaufstieg, zur Rast einzuladen und ihm Schatten und Früchte zu spenden. Wie ein fanter, gütiger Dorfgreis bog er sich über den Rand unseres Aders. Und jedesmal, wenn ich aus der Fremde heimkehrend, aus dem Waldpfad hinaustrat und seiner arbeitsig wurde, überließ mich eine Welle heimattlicher Wärme und Freude, wie beim Anblick eines altvertrauten, lebendigen Wesens, das zu unserer Familie gehörig dastand, so, als ob es auf mich wartete.

Selbst zur Winterszeit, wenn die hohe Pyramide seiner starken Äste in Frost und Schnee erglänzte und sich starr und einsam aus dem winterlichen Schweigen der Felder erhob, war sein Anblick freundlich und tröstlich. Er war der Schmelz dieser verdorrten Felder; ja, der ganze Hang schien nur für ihn geschaffen, daß er seinen mächtigen Stamm, sein breites Geäst und seine herrliche Krone daraus in den Himmel hinauf rede.

Wenn aber zu Pfingsten der Frühling aus seiner Krone erblickte, wenn das Summen der Bienen wie leises Wo-

gen der Orgel aus seinem festlichen Gezweig herabklang — dann blieben wohl selbst die Hausierer und Handelsleute stehen und lauschten hinauf und staunten ob der Pracht seines Anblicks und nahmen einen Hauch der Freude mit auf ihren Anstieg zum Dorf.

Aber den Höhepunkt seiner Geltung erreichte unser Birnbaum zu Anfang August, wenn seine Früchte reiften. Man nannte sie Laurentiusbirnen; denn in diese Tage fällt das Laurentiusfest, das Fest des Kirchenpatrones unseres Pfarrdorfs. Und eben dieses Fest und der daran anschließende Jahrmarsch wurde seinen süßen, lodenden Früchten allemal zum Verhängnis. In hellen Scharen zogen an diesen Tagen Kirmesgäste, Bettler, Marktbesucher, Viehhändler und Treiber von der Mosele herauf. Und wenn sie dann nach heilem, mühseligem Anstieg endlich dort aus dem Wald ins Freie traten, so stand unser freundlicher Birnbaum just vor ihren Augen; mit buttergelben reifen Früchten stand er überwall geladen, winkte die heraufsteigenden Kaskaden heran und wehrte keinem, der sich an seinem Reichtum labte. Diese Gäste aber fanden das ganz in der Ordnung. War doch Kirmesstag und Jahrmarsch im Kirchspiel, wo jeder Bauer ein offenes Haus hielt, wo mit Speisen und Trank keiner kargte, warum sollte der Birnbaum weniger gastfrei sein! Und sie nahmen, was sie erreichen konnten, ließen sich dann am Wege auf der schönen weißen Rasenbank im Schatten des Birnbaums nieder, ruhten sich von dem heißen Anstieg eine gute Weile aus, aßen nach Herzenslust und füllten sich zuletzt noch, um weiteren Hunger und Durst zu begegnen, gründlich die Taschen.

Ah, es ist nie viel von den süßen Laurentiusbirnen übrig geblieben, wenn Kirmes und Jahrmarsch vorüber waren. Wohl hätte der Vater hier eingreifen, hätte den Feldschütz aufstellen und die Uebeltäter fassen können. Aber er liebte es nicht, mit Polizei und Gericht vorzu-

gehen. Er sah den immer wiederkehrenden Diebstahl als ein notwendiges Übel an, das nicht abzustellen war, und fügte sich darein. Nur einmal, als diese ungeduldeten Gäste auch noch das hochstehende Korn unter dem Birnbaum weithin niedergetreten hatten, geriet er in großen Zorn: „Entweder wir legen ihnen das Handwerk oder der Baum wird niedergeboren“, rief er. Doch, es blieb alles beim alten.

Aber dann trat an einem grauen Wintertag Krischer, der Dorfpolizist, in unsere Stube, da wir gerade beim Mittagessen saßen und hat den Vater, der seit Jahren Gemeindevorsteher war, auf ein paar Worte hinaus. Wir hörten darauf im Hausflur die beiden Männer aufgeregt miteinander sprechen, und dann tat der Vater wieder die Stubentür auf und winkte auch dem Grofvater, der mit am Tische saß hinaus in den Hausflur.

Bald trat der Vater wieder herein, nahm seine Mütze vom Haken und winkte die Mutter mit einem bedeutungsvollen Blick heran. Flüsternd sprach er zu ihr ein paar Worte; und kurz darauf sahen wir ihn vom Tische aus, wo wir saßen, eiligen Schrittes mit Krischer auf der großen Straße, die zur Mosele führt, auf unserem Leiterwagen nach der Trift hinabfahren.

Aus dem Gespräch zwischen Mutter und Grofvater hörten wir endlich heraus, was geschehen war und was die beiden Männer dort so eilig hinausführte: ein fremder Mann hatte sich an unserem Birnbaum am Kameswald erhängt! Die beiden Männer waren hinabgefahren, um die Leiche ins Dorf zu holen.

Und nun spähten wir mit Herzklopfen in die Trift, bis wir den Vater mit dem Polizisten wieder dort heraufkommen sahen. Sie gingen hinter dem Leiterwagen. Wir sahen durch die Leiter einen großen Gegenstand, der, mit einem Tuche bedeckt, im Wagen lag. Langsam bog die Fuhrer in die Kornstraße, nach dem Rathaus. Nun hielt uns nichts mehr im Hause. Heimlich schlichen wir uns hinter dem Wagen zum Rathaus hinab und kamen noch eben früh genug, um den Augenblick zu erspähen, wo der Tote vom Wagen geschoben und in das Spritzenhaus hineingetragen wurde. Die Decke verschob sich etwas dabei und ich konnte ein unheimlich verzerrtes Gesicht erkennen. Die Augen half aus dem Kopf gequollen, die mageren Züge blau angeläufen, von grauem Bart umrahmt und ein wirrer grauer Haarschopf hing über die Stirn.

Es hat mich lange verfolgt, dies Schreckensanfällig des Erhängens; ich habe manche Stunde der Angst auf nächtlichen Gängen durch dies Gesicht erlebt — ich habe es nie vergessen können.

Als aber in diesem Frühjahr unser Vater am Kameswald bestellt werden sollte, lud der Vater Art und Säge auf den Wagen und als Grofvater, der dabei stand, ihn fragend ansah, meinte er: „Wir können auch gleich den Birnbaum umhauen. Er hat uns all die Jahre genug Neger gebracht; und man mußte ja doch bei jeder Birne, die man davon ist, an den armen Teufel denken, der sich daran aufgehängt hat.“

Und dies war das Ende unseres lieben alten Birnbaums am Kameswald.

Wie oft sind diesen Wiäg ek gohn . . .

Wo oft sind diesen Wiäg ek gohn;
sau mangs, wenn natt von buoben troff
heww ef in düse Dör geklohn,
dao wuont de Krämer, wo wi tofft.

Dao steht dat Hus, dao hebb wi wuon
en düse Brügge sitt ein Niet
dat heww ef klohn, un do de Tun
hebb oft mi seihn met minem Lit.

Sau lang, sau wiet. Mi äh tau
as wenn dat gissen wäßen wir
dat ef van Hus gegangen bin
un Mober luft nuod an de Dör.

Nu steih ef wir doovr, un nu
geiht döör dat Hus de olle Schell.
Dao steht döör mi ne fremde Fru
un frögt verwunnert wat ef well.

Erich Gripar.

Der Mann mit der grauen Melone

VON CARL CONRAD

Auf dem braunen Voktuch, das über mir lag, war Mörtel und Staub. Ich blinnte zur Decke. Er mußte offenbar in der Nacht von dort heruntergefallen sein. Ich hatte keine Ahnung, wo ich mich befand. Ich lag in einem schmalen, rostigen Eisenbett, das inmitten eines großen, gänzlich zerfallenen Raumes stand. Auf der einen Seite führte eine kleine Öffnung in ein dunkles Gewölbe oder etwas dergleichen, auf der anderen Seite war ein einziges großes, bis beinahe auf den Boden reichendes Loch. Dahinter standen einige Palmen. Durch die schmalen Stämme sah ich einen hellen, weißlichen Dunst, der langsam aufsteigen schien. Es roch nach Kalk. In der Nähe meines Bettes lag auf dem mit Müll und Geröll bedeckten Boden eine alte, zerrissene Decke und eine Art Kissen. Vielleicht hatte dort jemand geschlafen, der mir sein Bett überlassen hatte. Neben dem primitiven Lager war geradezu ein Berg von braunen Khafianzügen aufgestapelt. An der Wand lehnte ein Karabiner. Es war furchtbar heiß. Von meinem rechten Auge bis zu dem Knochen hinter dem rechten Ohr zog sich ein unerträglicher Schmerz, als habe man mir auf dieser Linie den Schädel gepalpt. Ich schloß nach, aber es war alles in Ordnung.

Ich hatte gestern nachmittag noch vor dem Regen in Dres del Rio sein wollen, aber mitten in dem überaus ausbrechenden Gewitter und dem ungeheuren kubanischen Regenfall war das Fieber wieder ausgebrochen. Glücklicherweise zitterten ununterbrochen die Blitze herunter und erhellten die Finsternis wenigstens so weit, daß ich die Telegraphenleitung längs des Weges erkennen konnte. Daran hielt ich mich. Plötzlich jedoch war der Telegraphenbrant verschwunden. Der Wagen mußte über sehr unebenem Gelände fahren, denn ich wurde hin und her geschleudert. Der Motor begann heftig zu klopfen. Hinter der Scheibe war plötzlich Misch. In der Mitte der Scheibe zappelte eine kleine Figur wie ein Mascottchen an einem Gummifaden. Es war ein Mann mit einem gelben Regenmantel, darunter weiße, lehmbeigemalte Hosen hervorragen. Auf dem Kopf

trug er selbstverwundet eine silbergraue Melone. Plötzlich fiel die Gestalt herunter. Sie mußte mitten vor meinem Wagen liegen. Ich schrie auf und drehte das Steuer so rasch ich konnte nach einer Seite. In das Donnern des Gewitters schienen sich kleine harte Schläge zu mischen, wie von Gewehrflüssen. Im gleichen Augenblick streiften Zweige meinen Wagen, es kratzte, und ich flog über das Steuerrad.

Nun lag ich also hier in diesem zerfallenen Raum, ohne zu wissen, wie ich hergekommen war und wo ich mich befand. Der Anfall hatte mich sehr geschwächt. Ich drehte mich auf die linke Seite, weil dort am Kopfende etwas neben meinem Bett stand. Es war eine Kiste aus rohem Holz mit der schwarzen Aufschrift: „Quaker Oats“. Auf der Kiste standen eine Flasche Sodawasser, ein verbeulter Aluminiumbecher und ein Blechnapf mit Reis. Daneben lagen eine Melone und ein Glasröhrchen Chinin. Ich empfand eine große Dankbarkeit gegen den Unbekannten, der sich meiner so fürsorglich annahm, — die tiefe, herzliche Dankbarkeit eines hilflosen Kranken. Für einen Augenblick dachte ich flüchtig daran, ob er mich vielleicht mit jemandem verwechselte, einem Freund oder Verwandten, der so etwas wie ein Doppelgänger von mir sei. Aber das erschien mir doch zu unwahrscheinlich.

Nach dem Essen fühlte ich mich ein wenig wohler. Ich nahm noch zwei Tabletten und trank das Sodawasser wie ein Säugling gleich aus der Flasche. Dann trieb mich die Neugier, und ich legte mich wieder im Bett auf. Vorsichtig drehte ich mich und brachte die Füße auf den Boden. Taumelnd erreichte ich die Maueröffnung. Ich stellte mich hinein und hielt mich an einem vorspringenden Stein fest. Das Mauerwerk glühte. Vor mir lag ein etwa drei Meter breiter Pappelsaum, dahinter fiel eine wilde mit Hibiskusgebüsch überwachsene Böschung in eine kleine Lichtung ab, in die jetzt die volle, heiße Sonnenglut herabstrahlte. Inmitten dieser Lichtung sah ich meine alte Fordkarre stehen. Die Borderräder waren abmontiert und die Achsen auf eine Kiste aufgelegt. An dem Kühler leuchteten neue, helle Lampen. Vor dem Wagen hockte ein Mann und war damit beschäftigt, den Kühler wieder anzuschrauben. Der Mann kehrte mir den Rücken zu. In allen seinen Bewegungen lag eine eigentümliche Hast. Plötzlich legte er den Schraubenschlüssel beiseite, schlug einigemal mit der Stirn gegen den Boden und jammerte aus tiefer Brust. Eine Weile blieb er so liegen, das Gesicht auf der Erde, dann erhob er sich wieder, strich sich den Schweiß von der Stirn, nahm den Schraubenschlüssel und machte sich mit verdoppeltem Eifer an die Arbeit. Er war nur mit einer weißen, von Öl und Lehm beschmutzten Hose bekleidet. Sein nackter Oberkörper war beinahe schwarz. „Hallo!“, rief ich, „was tun Sie da?“ Das Ausrufen strengte mich sehr an. Der Fremde antwortete, ohne sich nach mir umzuwenden und mir sein Gesicht zu zeigen: „Ich erlaube mir, Ihnen den Wagen ein wenig instand zu setzen.“ Vorsichtshalber fragte ich: „Was kostet das?“ „Nichts“, sagte der Mann. Er arbeitete eifrig weiter. Sein breiter, wulstiger Rücken glänzte in der Sonne. Ich schloß, wie mir der kalte Schweiß am ganzen Leibe ausbrach. Es war höchste Zeit, daß ich wieder ins Bett kam. Ich lehnte mich gegen die Mauer, atmete tief ein und rief: „Ich muß Ihnen sehr dankbar sein!“ Der Fremde gab keine Antwort. Auf Knien und Händen rutschte ich zu meinem Bett zurück und zog mich hinein.



Mägde

G. A. Jäger

Die verpaßte Hochzeitsreise

VON HANS TRÖBST

Diese schöne Geschichte ist Herrn Ottavian Dumitresku passiert. . . seines Zeichens Privatgelehrter, Naturforscher und auch sonst ein lomischer Kauz, der eines Tages auf den vermessenen Gedanken gekommen war, sich zu verheiraten. Er war 42 Jahre alt, wohlbegutet und besaß eine Weltfremdheit, die selbst die freiesten Geister als mit der Sicherheit und Wohlfahrt des Staates unvereinbar erklärt haben würde. Die Braut, eine junge Dame im besten Alter, besaß zwar wenig Geld, aber guten Charakter und häusliches Gemüt. . . die Interessengänge waren im Wesentlichen die gleichen, also: Liebe, Verlobung, Hochzeit, die an einem schönen Samstag Nachmittag, punkt 3 Uhr feierlich begangen werden sollte.

Daß Ottavian diesen Termin vergessen würde, stand bei allen Eingeweihten — mit Ausnahme der Braut — bombenfest, brauchte also gar nicht besonders erwähnt zu werden. — Zumal Ottavian ausgerechnet am Freitag vor dem großen Ereignis noch einmal „dringend“ mit der Bahn nach seinem Sommerhäuschen im Gebirge gefahren war, um dort noch einige „äußerst wichtige Dinge“ zu ordnen. Zwar hatten Mutter und Braut ihm noch vor der Abreise herzlich eingeschärft, auf jeden Fall wieder rechtzeitig zu erscheinen, aber trotz aller feierlichen Versprechungen hatte sich Ottavian draußen in seinem Eldorado so festgelesen und festgeschrieben, daß er erst am Samstag Vormittag, bald nach 11 Uhr behaglich in seinem Bett erwachte. Dies war der Augenblick, wo es ihm plötzlich flüchtig einfiel: „Meine Güte! Die standesamtliche Trauung! Die hatte er ja bereits verfallen! Und beinahe auch noch die kirchliche! Um drei Uhr sollte er doch, wenn er sich recht erinnerte, in Laad und Frad in der Kirche stehen! Ottavian sprang verzweifelt aus dem Bett, um zu retten, was noch zu retten war. Ein Blick auf die Uhr: „Erbarnten! Auch den Zug erreichte er ja kaum noch! In rasender Eile kleidete er sich dennoch an, vergaß den Schlips und kürzte wackelnd und grüßlos an seiner nicht weiter verwunderten Bursche zum Haupte hinaus, bergabwärts, Richtung Bahnhof im tiefen Tale

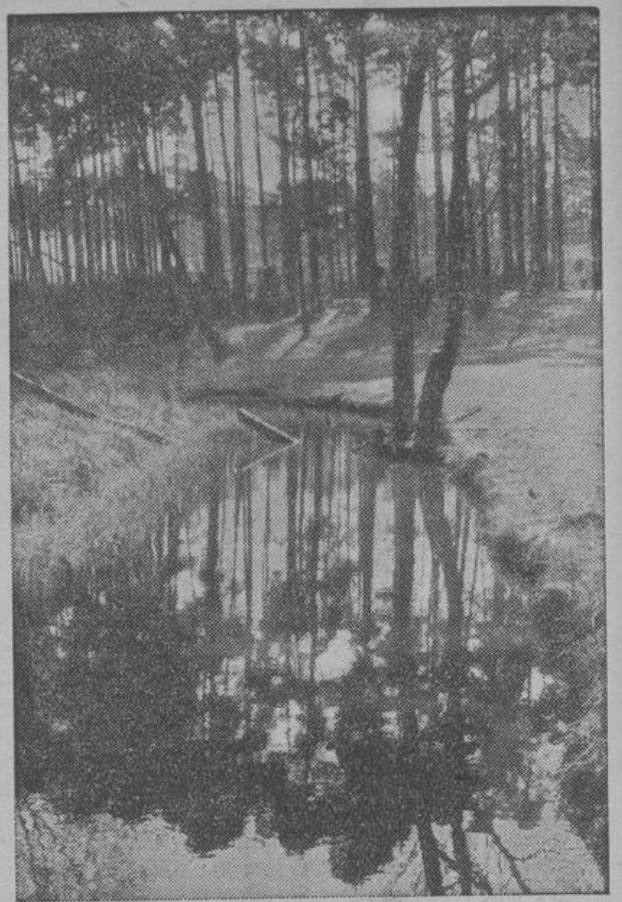
Nochmaliger Blick auf die Uhr: Unmöglich die 10 im rechtzeitig zu bewältigen. Doch halt! Ein genialer Gedanke! Ein Einfall, wie ihn nur die höchste Not, die Verzweiflung gebiert: wenige Schritte vom Wege entfernt lag das Maschinenhaus einer kleinen Drahtseilbahn, welche die in der Nähe geförderten Erze einer Eisengrube hoch durch die Luft talabwärts zur Eisenbahn beförderten. Kammen die heil unten an, warum nicht auch einmal ein Mensch? Ottavian eilte in das Förderhaus, erklärte dem dort gemächlich amtierenden Maschinisten — wenigstens hielt er ihn in seiner Aufregung dafür — in fliegender Hast die Lage, brüllte ihm ein par Lei in die Hand und ließ sich dafür von Alie Georgescu in einen gerade leer zu Tal gehenden Elefantorb hineinheissen. Geht: hinein war er. Der Hub ging dabei zwar verlor, aber ehe Ottavian noch richtig zu denken vermochte und sich über die Tragweite seiner Handlung klar werden konnte, hatte er bereits in der kleinen eisernen Babewanne seine Lustreise angetreten. Glücklicherweise war er der Sachlage durchaus gewachsen. Er zog zunächst seine Uhr heraus und stellte einige Geschwindigkeitsberechnungen an. . . wenn kein Zwischenfall eintrat, erreichte er gerade noch den Zug zur Stadt. Vorausgesetzt natürlich, daß das Aussteigen genau so schnell wie das Einsteigen ging. . . etwas bangig wurde es ihm bei diesem Gedanken aber doch zu Mute! Schon einmal war Ottavian in Gedanken aus einer fahrenden Straßenbahn herausgefallen. . . eine Drahtseilbahn hatte sicherlich auch allerlei Muten! Surrend lautete das Rästchen zu Tal. . . die Hälfte des Weges hatte Ottavian bereits zurückgelegt, es war 5 Minuten vor 12, um 1 Uhr ging der Zug, seine anfänglichen Bedenken waren geschwunden. „Beinahe wie im Fluge!“ stellte er befriedigt fest und ließ sich behaglich in die Gegend. „Sehr hübsch! Zum mindesten recht originell, diese Hochzeitsfahrt. . .“ beinahe hatte Ottavian seine gute Laune wiedergefunden.

Da — — — plötzlich! Gerade zwischen zwei besonders hohen Wäldern, über einem tiefen, schmalen Taleinschnitt begann sich die Geschwindigkeit merklich zu verlangsamen. Die Drähte zitterten und ipannten sich, noch einmal ein leichtes Schaukeln und Schwingen. . . die kleine Bades-

wie in einen Nachen. Ich versuchte zu schlafen. Ich fühlte mich bei diesem guten, breitshultrigen Mann wohl aufgehoben. Eine Palme rieb sich knarrend an der Mauer. Ab und zu bröckelte Kalk von der Decke und fiel nieder.

Da erschrak ich derart, daß mein Blut für einen Augenblick umgekehrt zu fließen schien. Der Mann in der weißen Hose war hereingelungen, lief wie wahnsinnig von der einen Seite des Raumes zur anderen, seine Augen waren in einem ungeheuren Entsetzen aufgerissen, plötzlich wälzte er sich leuchtend vor den aufgestapelten Khafianzügen und grub sich darin ein wie ein Maulwurf in die Erde. Aufgefallen war mir, daß der Mann jetzt eine graue Melone trug. Ich erinnerte mich an meine Fieberphantasie im Auto. Vielleicht war doch etwas Wahres daran gewesen. Von verschiedenen Seiten hörte ich jetzt harte, eilige Tritte. Es wurde gerufen. Dann standen etwa ein Duzend Polizisten vor mir, in schmutzigen weißen Leinenanzügen mit kurzen Hosen, Gewehre mit aufmontierten Bajonetten in den Händen. Einer von ihnen beugte sich über mich. Er roch nach Schweiß und Tabak. Er hatte einen Spitzbart und trug eine eisengefäßte Brille. Ich erkannte ihn. Es war der Polizeichef Holman aus Dres del Rio. Ich hatte oft bis in die Nächte hinein mit ihm auf der Terrasse von Batters Hotel gesessen und „Fide-Hands“ gespielt. Er sagte mir bei den Schultern, schüttelte mich ein wenig und sagte: „Hören Sie, haben Sie nicht einen Mann mit einer grauen Melone gesehen?“ Die Stellen der Schultern, wo er mich berührt hatte, schmerzten mich fast unerträglich. So laut ich verzweifelte, sagte ich: „Nein, ich habe nichts gesehen!“ — „Sanderbar“, sagte Holman. Er erzählte in Hast, daß es sich um einen früheren Chauffeur namens James Twitt handelte, der am Samstag vor acht Tagen den Briefträger von Sonto bei der Zisterne der Mayerschen Plantage am hellen Mittag erwürgt und ihm vierhundert Dollar abgenommen habe. Außerdem habe Twitt noch mehrere Diebstähle auf dem Gewissen. Ich hatte das Gefühl, plötzlich nackt in einem eiskalten Hagel zu stehen. Ich griff nach der Sodawasserflasche, erinnernde mich, daß sie leer war, und stellte sie wieder hin. „Sag mir lieber mal, wo ich bin“, sagte ich so ruhig und gelassen, wie ich es nur vermochte. Ich erfuhr, daß es die alte Judentmühle Mena war. Holman stand auf und fluchte. „Der Kerl ist doch hier verschwunden! Wir haben doch alles umzingelt!“ Er fügte noch hinzu, daß ich hohes Fieber habe, und daß er den alten Kaffen auf jeden Fall mal durchsuchen lassen wolle. Vier seiner Leute gingen hinaus, zwei andere stiegen in das dunkle Loch hinab, kamen aber bald wieder, da es sich nur um einen kurzen Stollen handelte. „Nichts“, meldeten sie. Ein Polizist ging im Raum umher und suchte mit dem Bajonett flüchtig unter mein Bett und in die aufgestapelten Khafianzüge. Nun kamen auch die vier Polizisten, die draußen gewesen waren, und meldeten, daß sie unter den Trümmern, in der großen Maschinenhalle, im Kesselhaus und im Kamin nichts finden konnten.

Ein dicker Mensch mit großem, rundem Gesicht schien mit diesem Ergebnis höchst unzufrieden zu sein und machte sich nochmals daran, den Raum mit starker Gründlichkeit zu durchsuchen. Der Schweiß rann ihm in Bächen unter dem Tropfenhelm hervor. Er bückte sich, um unter mein Bett zu blicken, öffnete sogar die Kiste, und ließ dann umher, um wachsig mit dem Bajonett in jede Ecke zu stoßen. Ich hielt die Augen geschlossen, weil ich fürchtete, aus irgendeinem Zwang heraus nach Twitts Versteck hinüberblicken zu müssen. „Naiver Kerl übrigens“, sagte Holman, „läuft mit einer grauen Melone herum, die er sich innen mit Stahlblech ausgeschlagen hat. Hält sich damit ansehnend für sicher, hahaha!“ Ich hörte, wie der dicke Polizist die Wolldecke, welche auf dem Boden lag, aufhob und wieder fallen ließ. Jemand sagte: „Mensch, der ist doch keine Laus!“ Dann war es für einen Augenblick still. Es war, als glitte ein Schatten durch den Raum. Ich fühlte, wie das kühle, durchschwitzte Hemd an meiner Haut klebte. In meiner Kehle flutete etwas wie ein Ball. Ich wollte schlucken und konnte es nicht. Der



Am Waldbach

Mund war völlig ausgetrocknet. Plötzlich hörte ich ein kurzes, gedämpftes Stöhnen. Wieder war es still. Nun konnte ich es nicht mehr aushalten. Ich öffnete die Augen und drehte den Kopf zur Seite. Der dicke Polizist stand vor dem Berg Khafianzügen. Er war leichenblass, die Arme hingen ihm schlaff herunter. Sein Gewehr war unter den Anzügen irgend etwas stecken geblieben. Der Schaft zitterte noch. Alles sprang hinzu, die Anzüge flogen beiseite, und man legte Twitt auf den Boden. Es klang dumpf und polternd, als habe man einen Sack Knochen hingeworfen. Dem Verbrecher quoll das Blut in biden Stößen aus der Brust. Jetzt wurde mir übel. Ich fühlte, daß ich in wenigen Augenblicken ohnmächtig sein würde. Ehe mein Bewußtsein vollends schwand, vernahm ich noch, wie der Mörder vom Boden her, immer wieder von Todesröcheln unterbrochen, mühsam und leise sagte: „Hören Sie, Mann auf dem Bett, Sie hatten solche Neugier mit dem Briefträger.“



Freuden der Jagd

wanne hielt genau mitten über einer Schlucht. Und mit ihr hielten alle anderen Wägelchen, die bisher auf der Gegenfahne an Ottavian vorbeigekauft waren. „Sm! Sehr merkwürdig!“ stellte Ottavian beunruhigt fest. „Viel leicht eine kleine Betriebsstörung? Oder Anhängen eines neuen Kastens?“ . . . Ottavian war mit der technischen Einrichtung einer solchen Bahn nur sehr unvollkommen vertraut. Er sah flach auf dem Boden der Wanne, bequem zurückgelehnt, über sich der große Drahtbügel, und nur wenn er über den Rand in die grauhäutige Tiefe blickte, wurde ihm etwas ängstlich zu Mute. Er steckte sich also zunächst eine Zigarette an, stellte das Fehlen von Schlips und Hut fest und tat zunächst das, was auch andere Zeitgenossen bei ungewollten Aufenthalten moderner Verkehrsmittel zu tun pflegten: er wartete und schimpfte leise vor sich hin. „Bummel! . . . Wirtshaus!“ . . . und so . . . häufig sah er nach der Uhr, blieb aber im allgemeinen ruhig.

Er konnte natürlich noch nicht ahnen, daß Alie Georgescu, der nicht mit übermäßigem Intelligenz ausgefattet war, den „Meister“ nur vorübergehend vertreten hatte, der „nur einen Augenblick weggegangen war“. Und dieser nichtsahnende Meister war kurz nach 12 Uhr aus der Kantine zurückgekommen und hatte — — — da Samstag nur bis mittag gearbeitet wurde — — — die Drahtseilbahn pflichtschuldigst schlag 12 Uhr stillgelegt. Und Alie war seines Weges gegangen, ohne sich dabei etwas zu denken, wie er später, zur Rebe gestellt, aus sagte. Das waren die Vorgänge hinter den Kulissen gewesen, von denen Ottavian zu diesem Zeitpunkt natürlich noch nichts ahnen konnte. Doch allmählich begann er unruhig zu werden. Der Uhrzeiger rückte mit Riesenschritten vor, aber die vermaledeite Bahn rührte und regte sich nicht. Die ersten Anzeichen der Verzweiflung stellten sich bei Ottavian ein. Er riefte sich die Haare. Dann überlegte er, ob er an dem Hängegeseil zum nächsten Mast „angeln“ sollte und an diesem in die Tiefe gehen. . . lieber nicht! Dann rollte womöglich das Wägelchen los und ihm über die Fingern. Ottavian ließ einen brüllenden Schrei aus, in höchster Qual. Das Echo antwortete ihm in Gestalt einer fernen, pfeifenden Lokomotive. . . Ottavian schlug in seiner Wanne die Hände vors Gesicht: „Aus! Aus!“ in seiner Wanne er über das andere Mal. Dort fuhr der schluchzte er eine Seele weit und breit. . . er allein mit seinem Schmerz in schwindelnder, luftiger Höhe!

Ottavians Seelenzustand zu schildern, ist schwer. Er lagte und weinte abwechselnd, schrie und tobte, rüttelte an den Bordwänden und schüttelte den Drahtbügel. Den Krallen hatte er abgerissen und über Bord geschleudert. Mehrmals war er drauf und dran sich selber hinterher zu hüpfen. Das ging so etwa bis 4 Uhr nachmittags. Dann gab er den Kampf auf. Nun war daheim ja doch alles vorbei. Vor seinem geistigen Auge erschienen Braut,

Hochzeitskutsche, Festtafel. . . nur schwer besann sich Ottavian auf seinen Beruf als Philosoph. Nun hieß es eben warten und das Unvermeidliche mit Würde tragen. . . einmal mußte ja doch auch diese Bahn mal wieder zu laufen anfangen! „Die Leute können mich doch hier oben nicht einfach verhungern oder vertrocknen lassen!“ schrie er mit dem demütigsten Gesicht eines Wahnsinnigen in den Abend hinaus.

Um sieben Uhr begann es zu regnen, langsam und dauerhaft, wie ein Landregen zu sein pflegt. Ein Glid, daß dieser Regen kam und Ottavia etwas abkühlte. Er lagte bläde vor sich hin. Die Nacht vertrieb er sich damit, das Wasser auszuschöpfen, bald gab er auch das auf. „So etwas habe ich mir ja schon lange einmal gewünscht!“ freischte er ingrimmig.

Der Morgen kam, hell wärmend und strahlend. „Na, nun wirds aber bald Zeit!“ raste er von neuem los und wippte wie ein Kiste in seinem luftigen Käfig hin und her. Da . . . er geizor laut zu Eis! Beinahe wäre er wirklich über die Brüstung gefallen! Gestern war doch Samstag gewesen — und heute?

Was soll man weiter berichten? Ottavian sah auch noch den ganzen Sonntag in seiner Wanne. Wo sollte er auch anders hin? Der Hunger quälte ihn. Am Abend bekam er Mahnvorstellungen und die ganze zweite Nacht bis zum Montag früh lang, schrie, lagte und weinte er durcheinander. Er fand sein seelisches Gleichgewicht erst wieder, als er im Halbschlaf durch das Rütteln und Quitschen der Drähte geweckt wurde.

Montag 6 Uhr 30 war es, als die „Bahn“ ihren Betrieb wieder aufnahm. Nach genau 36stündigem „Aufenthalt“. Einige Minuten später luden an der kleinen Haltestelle einige Arbeiter ein starr angezeichnetes, höchst mangelhaft beleuchtetes menschliches Wesen aus, worin sie ihren Nachbarn aus dem Gebirge nur mit Mühe wieder erkannten. Dadurch blieb auch dem zufällig anwesenden Gardnarman das Einschreiten erspart. Drei Stunden später war Ottavian zu Hause. Er fand eine gebrochene Braut und eine weinende Mutter. Natürlich hatte der Konstanta-Dampfer das rechtzeitig an Bord gefahrene Hochzeitsgepäck entführt, da man in der allgemeinen Aufregung vergessen hatte, es zurückzurufen. Die Fahrarten waren verfallen. Nicht nur die „Hochheitsgeellschaft“, sondern auch die halbe Stadt befand sich in der größten Aufregung über diese „fonderbare“ Hochzeit.

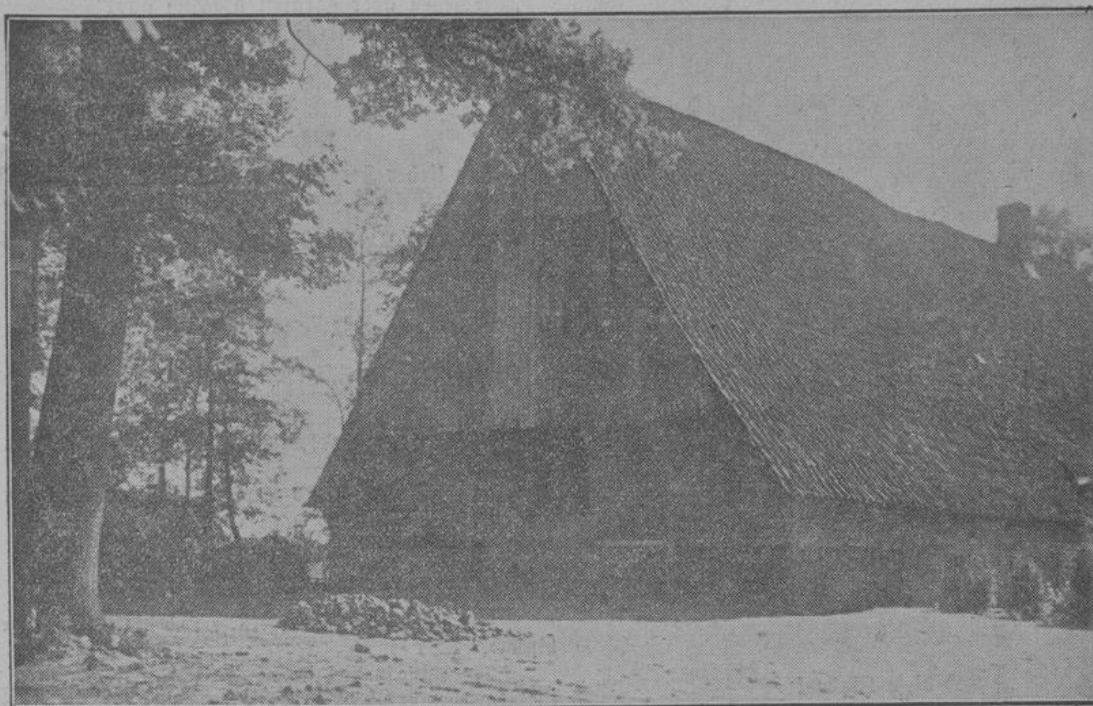
„Komm“, sprach Ottavian zu seiner immer noch schluchzenden Elena, „komm und tröste Dich! Wir holen heute alles nach und fahren dann zu mir hinaus. In die Berge!“

Elena nickte weinend Bejahung: „Aber nicht mit der Drahtseilbahn“. . . das war der einzige zusammenhängende Satz, den sie hervorbringen konnte.

WOCHENEND

In Ferien auf Großvaters Bauernhof

VON EDMUND PESCH



Ein alter „Zweiständer“, die älteste Form des Bauernhauses im Münsterland.



Bäuerin von der holländisch. Grnze im 92. Lebensjahr

Auch in diesem Jahr haben mich meine herbstlichen Ferienwochen wieder ins bauerliche Land hinaus geführt. Wenn der farge Alltag und die Hüt des städtischen Lebens mich müde werden lassen, und wenn der Rhythmus einer mechanischen Welt den Städtler hinter den engen Mauern seines Berufslebens stumpf und einnahmlos zu machen droht, dann werden die Ferienwochen auf dem alten Bauernhof des Großvaters, der irgendwo hinter dichten Wallheden breit und erdverbunden im Münsterlande liegt, zum schönsten Erlebnis des ganzen Jahres.

Es ist wie eine Wiedergeburt zu neuem, kraftvollen Leben, wenn man mit offenen Augen in die Welt unserer Bauern einzutreten weiß. Hier handelt sich der städtische Alltag, der mit seinen zwingenden Formen, mit dem Minutenzeiger seiner Kontroll-Uhren, dem herzlosen Zahlensystem seiner Fahrpläne und dem unnatürlichen Tempo seiner Verkehrsordnungen wie eine ständige Bedrohung menschlicher Freiheit durch das Leben getragen werden muß, in die naturgewachsene Ursprünglichkeit des bauerlichen Lebensstils.

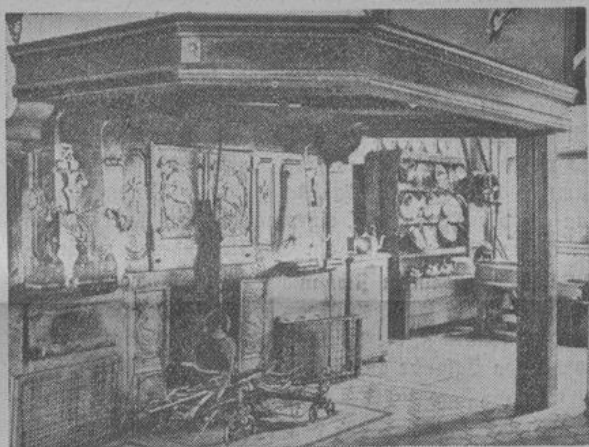
Es ist fern von mir, die Kultur der alten Stadt zu leugnen. Die Stilmotive der Romantik, der Gotik und der Renaissance, die von den Kirchen und Rathäusern der Städte als mahnende Zeichen deutscher Kultur in das wechselvolle Lebensbild des modernen Stadtlebens hinabschauen, sind und bleiben unsre Stolz. Und doch: tragen diese im Laufe der Geschichte wechselnd einander folgenden Bauformen nicht selbst schon den Stempel des Wandels, der in der Naturgewachtheit der Stille, das allem städtischen Leben eigen ist?

Ihnen gegenüber steht das schlichte Bauernhaus des Großvaters als Denkmal einer bauerlichen Eigenart, von unwandelbarer Dauer hinter der Wallhede. Es weiß nichts von den Stilmotiven der Romantik, der Gotik und der Renaissance, aber es ahnt wohl, daß sein Stil, nämlich der gewachsene Stil des Andlebens, etwas von der Unzerstörbarkeit der Naturgese in sich trägt, daß tausendjähriges Gepräge seinen Grundriß, seine Ausmaße und seine Schönheit formten.

Wie dieses Bauernvolk seit unvorstelllichen Zeiten auf seiner Scholle gewachsen ist, wie seine Sprache vom Ahn zum Enkel mit ihm wuchs, d wuchs auch sein Haus mit bedingungsloser Landschaftstiefe in seine endgültigen Formen hinein. Alles an diesem Hause ist erdverbunden, bodenverbunden.

Das mächtige Dach — bis vor wenigen Jahren noch war es warm und weich mit Stroh gedeckt — reicht an den Längsseiten so tief zur Erde hinab, daß der Besucher, wenn er hinter der Wallhede hervortritt, zunächst von den Wandgefaßen des Hauses nichts wahrzunehmen vermag. Die Urahnen bauten ja ihre Häuser tief unterm Esch, der altbebaute, hoch gelegene Ackerflur, so daß es ist, als lägen Fenster und Tür kindlich gebuddelt im Schoße der Erde und als rage nur das breite schwere Dach aus dieser bedeutungsvollen Bodenverbundenheit hervor.

Wer an sonnigen Ferientagen die weiten Bauerhöfen durchstreifen durfte, für den gewinnt bald jedes dieser Bauernhäuser sein eigenes Gesicht. Mag auch der flüchtige Eindruck nur geringe Unterschiede vermuten lassen, so spürt doch bald der forschende Blick, daß die uralten Höfe eigenwillig sind, wie ihre Bewohner. Die Sippen der Bauernfamilien haben ihre Eigenart hineingetragen in das Balkengefüge ihrer Häuser. Dort, wo sei unvorstelllichen Zeiten der plattdeutsche Dialekt des münsterländischen Bauern die Farbe seines Klanges wandelt, wo mit der Dialektgrenze auch die Volkstracht auf eine uralte Grenzgebe der Sippen und bauerlichen Gauen hindeutet, da nimmt auch das Haus plötzlich andere Formen an. Ist es hier die älteste Form des Zweiständer-Hauses, (Ständer = Stänner, Pöste) bei dem zwei Ständer-Reihen die ganze Last des fast bis zur Erde reichenden Daches tragen, so herrscht anderwärts mehr das Vierständerhaus vor.



Bäuerliches Herdfeuer

Phot.: Herold

oder aber das Dreiständerhaus, das an einer Seite „op hange“ Pöste, an der anderen „op siege Pöste“ errichtet ist, gibt einer Bauerhöft das Gepräge.

Doch hinter dieser Vielgestaltigkeit der münsterländischen Bauernhaus-Formen steht dennoch jene alles beherrschende Einheitlichkeit der Baugesinnung, die aus der Kraft eines erdverbundenen Geistes gewachsen ist.

Wer unter den gleißenden Bogenlampen der Großstadt aufgewachsen ist und zum ersten Mal durch das breite Dielenor über die Schwelle des Bauernhauses tritt, der spürt um so deutlicher diesen Eintritt in eine andere Welt.

In dämmerigem Halbdunkel gähnt der weite, tiefe Dielenraum, über dessen Gebälk die Last des Daches liegt, als ob sie den Raum der Erde ertügeligen Bau wieder hinabdrücken wollte in den Boden. Man muß bis auf den letzten Schritt durch dieses Dämmer-Dunkel hindurch geschritten sein, bevor man an die geheiligte Stätte des Hauses, an das heimelige Herdfeuer treten kann, wo, Geschlechter überdauernd, Lehnstuhl und Eichenstuhl im Mittelpunkt des bauerlichen Familienlebens stehen.

Nur eines läßt sich mit dem Eintritt in das alte niederländische Bauernhaus vergleichen: der ehrfürchtige Eintritt in unsere alten jüdisch-romanischen Kirchen, in denen das gleiche Halbdunkel die Gewölbe erfüllt und den

Blick erst freigibt, wenn man durchgedrungen ist bis zum ewigen Licht des Altarraumes.

Bauernhaus und Kirche sind seltsam verwandt. Beide sind Stätten, in denen dem Volke das Brot des Lebens geschaffen wird, des irdischen und des sakramentalen Lebens!

Ich habe oft in meinen Ferientagen am bauerlichen Eichenstuhl gesessen. Wenn auch an den alten Bräusen der Mahlsitten manches sich geändert hat, so lebt doch noch heute das stolze Familienbewußtsein in dieser Tafelrunde, daß an gleicher Stätte schon vor Jahrhunderten die Ahnen des Hofes saßen, um als redliche Bauern im Schweiße ihres Angesichts ihr Brot zu essen. An der Wand steht heute wie damals das schön geschnitzte „Schüttelstapp“, wo die hölzernen, in ältester Zeit von den Bauern selbst geschnitzten Holznapfe ihre Aufbewahrung finden.

Großvater weiß noch zu erzählen, daß in seiner Jugend jeder Hausgenosse seine eigene hölzerne „Kopp-Schüttel“ besaß, aus der die „Morgenpapp“ mit eingebrotem Schwarzbrot ebenso eifrig gelöffelt wurde, wie die Buttermilch am Abend. Nur des Mittags, oder wenn es an arbeitsreichen Tagen auch zum Abendbrot noch Kartoffeln und Gemüse gab, dann wurde statt der „Kopp-Schüttel“ eine mächtige Familienkasselle in der Mitte des Tisches aufgestellt und es lebt in Großvaters Jugenderinnerungen als ein Bild schönsten Gemeinschaftsbewußtseins fort, wenn dann alle gemeinsam „ut'n Rump“ ihr Gemüse aßen.

Neben dem „Kannenstod“ hängt an der weiß getünchten Wand auch der „Käppel-Spaan“, jenes durchlöcherter Brett, in das jeder seinen hölzernen Löffel zu stecken hatte, um ihn nach beendeter Mahlzeit, säuberlich abgeleckt, für den nächsten Imbiß bereit zu halten. Ich habe als Kind stets mit verhaltener Ehrfurcht zu diesem „Käppel-Spaan“ hinaufgeschaut, so oft mich die Wunderdinge an der Wand im „Waschloot“ in ihren Bann gezogen haben. Vergeblich suchte ich mir vorzustellen, mit welchen Mundverzerrungen es den bauerlichen Urahnen möglich gewesen sein mag, mit solchen Niesenlöffeln ihre Suppe zu verspeisen. Aber noch größer fast war mein Respekt vor dem gewaltigen Schöpflöffel, den sie den „grauten höften



Bäuerliche Sonntagstracht im Münsterland

Phot.: Walterbusch

Steiß“ nannten und der mit einer mächtigen Keule mehr Ähnlichkeit hatte, als mit dem gerlichen Vorleger, mit welchem die städtischen Mamas am Mittagstisch die Suppe auszuteilen pflegen.

Ich glaube oft, geheimnisvolles Leben in diesem uralten Hausgerät zu verspüren, wenn der Großvater von seiner Zweckbestimmung und seiner gewichtigen Rolle im bauerlichen Familienkreis erzählte. Waren es doch keine toten Dinge, von irgend einer leblosen Maschine ferienweise gestanzt. Die Hand der Ahnen hatte an ihnen geschnitten, und ihre liebevolle Sorge hatte sie geweiht für den persönlichen Gebrauch, für Weib und Kind, für Enkel und Urenkel.

Gewiß nicht all diese hölzernen Löffel haben in des Wortes eigentlichem Sinne dem „Zahn der Zeit“ seit Generationen stand gehalten. Manches dieser alten Stücke machte einen vielstimmigen, „verblüffenden“ Eindruck. Sagte man doch aus alter Erfahrung: „Well drei Spint Erbsäppel vörbaut, heff auf enen Käppel vörkaut“. Aber auch ernste Worte knüpfte man an das vertraute Hausgerät. Nicht treffender weiß der Volksmund der münsterländischen Bauerhöfen noch heute die Armut eines verkrachten Bauern zu schildern, als mit dem schlichten Wort: „Kin'n Käppel up'n Span geht om noch wat an.“

Aus allen seinen Winkeln spricht das alte Bauernhaus den Besucher mit ausdrucksvoller Gebärde an. Nach dem Herdfeuer ist die Diele der bedeutungsvollste Raum. Die weite, ausgebliebte Halle ist stummer Zeuge von Freud

und Leid, von Bauernwerftag und Bauernsonntag, vom mühevollen Schaffen und wohlgeborgenen Ernteseigen bauerlicher Generationen.

Diese Stätte hat ursprünglich germanischer Menschenwille gestaltet. Unter dem gewaltigen Dach der Halle ist der Bauer mit seinem Schicksal allein. Hier ist alles um ihn geschart, was aus der sorgenden Hand seiner Ahnen in die seine übergegangen ist. Wie dieses Dach die Menschen und Tiere des bauerlichen Haushaltes und so ist all dieses auch dem täglichen Mühen des Bauern mit den Ernteseigen der Acker untrennbar unter sich vereint, gleicher Sorgfalt anvertraut.

Die rohen Eichenpfosten, auf denen das Gebälk der Diele lastet, sind vom Arm längst vergangener Ahnen im uralten Sachsenwald gehauen worden, ein Sinnbild bauerlichen Kraftbewußtseins bis auf den heutigen Tag.

In den dämmerigen Winkeln der Diele ist der frohe Lärm der Hochzeiten verklungen, die Ahn und Urahn an dieser Stätte hielten, um in der Rette der Generationen ein Glied an das andere zu schließen. Aber das Dunkel dieser Stätte hat auch den Schein der Totenlichter aufgesogen, die immer wieder getraut haben, wenn treue Nachbarn hier auf der Diele nächtliche Totenwache hielten und die Eichenbretter zum schmucklosen Sarg der Ahnen zimmerten, während die Frauen aus weitem Norden das „Hiemenkleed“ für die letzte Ruhe des Toten nähten.

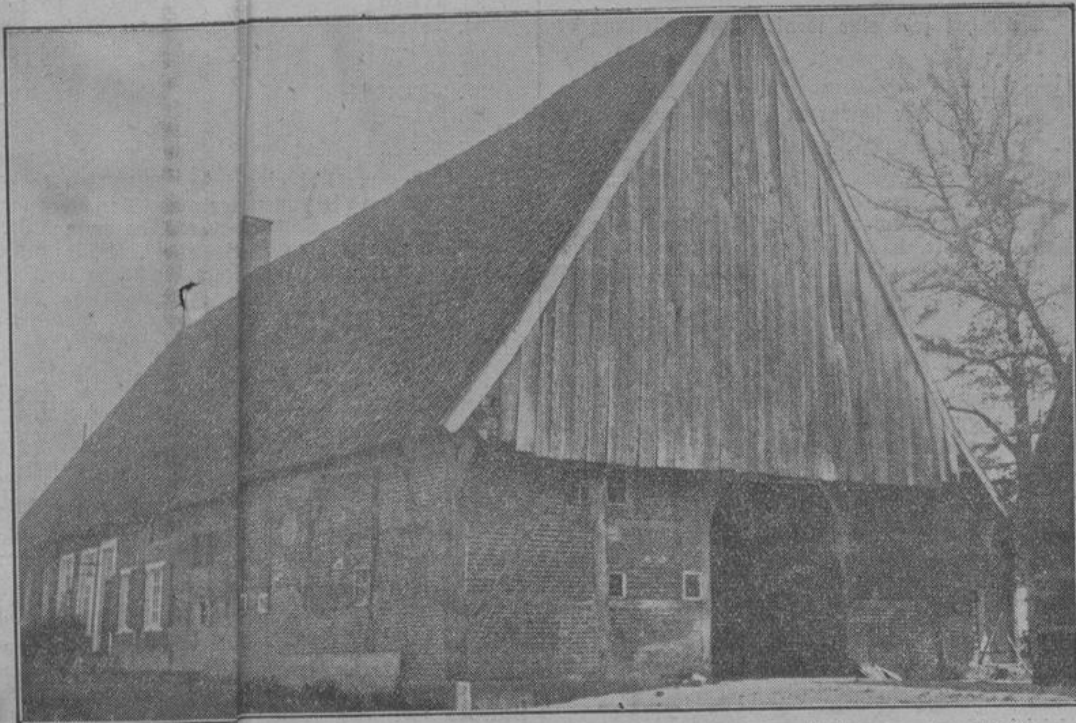
Großvater zeigte uns den Winkel in der Diele, wo seit unvorstelllichen Zeiten stets die roh behauenen Eichenbretter lagen, aus denen die „Naut-Nohbers“ alter Ueberlieferung getreu die Särge zimmerten, so oft der Tod über die Diele hinweg getreten war.

Leben und Tod gehen im alten Bauernhaus über die gleiche Schwelle. Und mit unergründlicher Hingabe an die Geheimnisse der Naturgese werden sie empfangen. Nur wenn „Daubenverbodder“ und „Hochtsbitter“ sich allzusehr auf dem Fuße folgen, dann raunt es von Unheil in der Diele, und der Volksmund spricht: „En Dauben un 'ne Brut, jagt sie die Döhren herut.“

Zu anderen Zeiten aber wird die Braut an der Schwelle der Diele nach uraltem Brauche mit Freuden empfangen, und wie der neue Pfarrer beim ersten Einzug in seine Kirche festlich zum Altare geleitet wird, so führt der Zug der Verwandten und Nachbarn die junge Bäuerin durch die weite Diele bis an das Herdfeuer, an dem sie zur Priesterin des Hauses und zur Mutter kommenden Bauerneigeborenen berufen ist, die gleich ihren Vätern am Eichenstuhl sitzen werden, um im Schweiße ihres Angesichts Brot ihrer Acker zu essen.

Mit geweiteten Blick lehre ich nach meinen Ferientagen auf dem alten Hof an mein städtisches Tagewerk zurück. Und wenn ich vor der alten Wallhede noch einmal zurück schaue auf das friedvolle Haus, dann sehe ich den breiten Wall und den schützenden Hagen, von denen es umgeben ist und spüre hinter all diesem Frieden die natürliche Wahrhaftigkeit, mit dem die alten Bauerneigeborenen in Tagen der Not und des Krieges ihre Scholle und ihren Herd verteidigt haben.

Mit neuer Kraft und neuer Freude kehre ich in mein Tagewerk zurück, das mir nun lieb und willkommen ist, weil mir der Sinn des harten Lebenskampfes wieder bewußt geworden ist.



Der „Dreiständer“ steht an einer Seite „op hange“, an der anderen Seite „op siege Pöste“



90jähriger Bauer aus dem Münsterland

Heitere Welt.



„Gemeinheit! Der ganze schöne Dreck geht ab — jetzt wird uns der Meister nicht mehr glauben, daß wir gearbeitet haben!“

Diese Kinder!

Hausfrau: „Aber ich doch noch, Tante Emma!“
Tante: „Ja — ich werde noch ein Stück Braten nehmen!“

Freiherren: „Nein, Papa! Jetzt hast du deine Wette gewonnen, daß Tante Emma wieder alles wegfressen würde!“

Die kleine Erna kommt zur Mama gelaufen: „Mutti, ich möchte doch lieber ein kleiner Zunge sein, oder ist es jetzt schon zu spät dazu?“

Orientierung.

Rittes reisen nach Rigi. Auf der Zimmerterrasse steht Frau Rille. Bewundert die Aussicht. Zitiert: „Dort liegt der Bahmann — dort liegt die Jungfrau — dort liegt der Bierwaldkatter See...“ — Brummt Rille aus dem Zimmer: „Das weißt! Aber wo liegt mein Kragentopf?“

Er hat recht.

Lehrer: „Was ist das Resultat, wenn du deinem Bruder zwölf Rüsse gibst und ihm dann sechs wieder fortnimmst?“ — Schüler: „Daß er mich verhaut.“

Militärisch gesprochen.

„Müller, sagen Sie mal, was haben Sie da für herrliche Wurst?“
„Zu Befehl, Herr Leutnant, eine Zervelatwurst!“
„Und die in der anderen Hand?“
„Das ist meine Referatwurst, Herr Leutnant!“

Höfliche Vornehmheit. Es gibt immer noch solche Leute: Pieskes sind pissein. Pieskes haben Besuch. Die Zimmertür stand offen. Es zog. Man klingelte dem Mädchen, die Tür zu schließen. Das Mädchen kam nicht. Sagte Herr Pieske zu Frau Pieske: „Alles muß man sich allein machen! Wenn sie nicht kommt — dann mach du bitte die Tür zu!“ — Sagte Frau Pieske: „Schön. Aber nur provisorisch!“

Warum dann noch Mäler?

Der bekannte englische Mäler Whistler war seinerzeit in London sehr in Mode gekommen. Eines Tages meldete sich bei ihm ein junger Lord als Schüler. — „Haben Sie ein Kolleg besucht?“ fragte ihn Whistler. — „Natürlich, Herr Whistler!“ — „Können Sie Fußball spielen?“ — „Gewiß!“ — „Reiten Sie?“ — „Natürlich!“ — „Können Sie jochen und jagen?“ — „Auch das, Herr Whistler!“ — „Nun, wenn Sie schon in so viele Künste eingeweiht sind, dann lassen Sie das Malen lieber bleiben,“ antwortete Whistler und ließ den vornehmen jungen Herrn verduht an der Tür stehen.

Ballgeflüster.

„Ihr paßt nicht zusammen? Ja, warum hast du denn um sie angehalten?“
„Ich habe dreimal mit ihr getanzt, und wußte nicht mehr, was ich mit ihr reden sollte!“

Glück und Glas.

„Herr Wirt, wer sind denn die beiden jungen Leute da drüben?“
„Das ist ein Ehepaar auf der Hochzeitsreise!“
„Die sehen aber garnicht glücklich aus!“
„Das kommt, weil sie schon wieder auf der Heimreise sind!“

Wär's möglich?

„Mein lieber Herr Meyer,“ sagte der Arzt voller Teilnahme, „ich fürchte, Ihre Frau wird ihr Sprechvermögen einbüßen!“
„Na, hoffen wir das Beste!“ entgegnete der Mann besorgt.

Bisfig.

Herr Hohmann: „Im allgemeinen bin ich auch gegen den Alkohol. Aber manchmal ist er doch zum Segen der Menschheit. Erinnerst du dich noch, wie ich nach meiner Operation durch eine Flasche Sekt zu neuem Leben erweckt wurde?“

Frau Hohmann: „Und was soll das für ein Segen für die Menschheit sein?“

Ein Ausweg.

Klirr! machte es in der Küche und die Hausfrau eilte hinaus.

„Aber Anna!“ rief sie verzweifelt, „Sie schlagen mir ja mehr Geschirr kaputt, als Sie Gehalt bekommen! Was macht man da bloß?“

„Erhöhen Sie doch mein Gehalt, gnädige Frau!“

Rumpelkammer

Von Bruno Manuel

Wer seine Wohnung wechselt, den drängt es, prähistorische Familiengüter auszurotten. Denn mit dem Umzug fängt ein neues Leben an. Es gibt aber wenig Menschen, die beim Wegwerfen den Mut zur Hemmungslosigkeit haben. Sie kleben am Vergangenen und schleppen ein Museum der Belanglosigkeiten mit sich herum. Manche glauben, ohne Erinnerungen nicht existieren zu können.

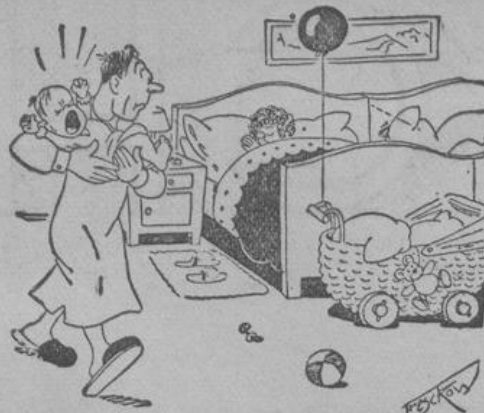
„Weißt du was, Käte?“ Du paßt morgen vormittag das Porzellan. Dann habe ich den Nachmittag frei für die Blücher. Abends nehmen wir gemeinsam die Gardinen ab und übermorgen sind wir fertig.“

In diesem Augenblick fällt dir die Kammer ein. Sie ist der Schrecken einer jeden Wohnung. Denn in ihr liegt der Hund begraben. Du hast eine begriffliche Scheu vor dem Gebirgsmassiv rogender Ueberflüssigkeiten, die wegzumwerfen du nämlich nicht die Stirn hast. Da sind noch Spielsachen aus deiner Kindheit. Die Dampfmaschine, das Schaupferd mit dem abgerissenen Schwanz und der unverwundliche Kaufmannsstock, von Vaters Hand in einer längst verklungenen Zeit gezimmert. Da ist auch die Wickelkommode, auf der du als hoffnungsvoller Knabe gelegen. Du willst sie nicht zerhacken. Es kann sein, daß sie noch mal gebraucht wird. Und das vernickelte Bauer, in welchem Orpheus thront, bevor er heimlich wegflog. Unterstehe dich, es wegzumwerfen! Bestimmt hast du am nächsten Tage wieder einen Vogel. Und all die hundert Dinge, um die sich die Erinnerung rannt.

Käte meint, sich davon trennen zu können. Sie sagt: „Ich bin dagegen, das Zeug jedesmal mitzuschleppen laß mich nur machen.“ Da sie im Aufstehen von einiger Begabung ist, erbarmt sie sich der Kammer. Während du sie, in große Tücher gehüllt, verschwinden siehst, umflort sich deine Seele. Du bittest Käte, nicht zu vergessen, daß du zur Vergangenheit noch in Beziehung stehst und sagst: „Laß deine Mut nicht allzu sehr daran aus und rufe mich, wenn du dir über etwas nicht im klaren bist.“

Von nun an bekommst du Käte nicht mehr zu Gesicht. Sie ist verschwunden und bleibt es auch. Durch keinen Laut gibt sie zu erkennen, ob sie dich braucht. Ihr Vernichtungsdrang ist anscheinend ohne Beispiel.

Als du am späten Abend der Kammer nahe kommst, um festzustellen, ob die Zertrümmerung nicht bald ein



Je nachdem.

„Hat Ihre Frau einen gesunden Schlaf?“ — „Das kommt ganz auf die Umstände an; sie kann fest und tief schlafen, während ich stundenlang das Baby hin und her trage. Aber sie wacht unsehbar auf, wenn ich versuche, in Strümpfen die Treppe hinaufzukommen.“

Enttäuschung.

Kaufmann: „Was willst du, mein Kind?“ — Käte: „Ich soll fragen, wieviel die Uhr ist.“ — Kaufmann: „Halb drei. Worauf wartest du denn noch?“ — Käte: „Gibt es denn hier nichts zu?“

Einkommen ohne Auskommen.

„Schreibst du an, was du im Monat ausgibst?“
„Ja, aber nur in der ersten Woche.“
„Und in den anderen drei Wochen?“
„Da lasse ich anshireiben!“

Schnellmalen.

Der Künstler: „Malen kann ich ein Bild an einem Tage, aber verkaufen nicht einmal in einem Jahr!“
Der Besucher: „Versuchen Sie es doch mal umgekehrt, malen Sie es in einem Jahr, dann werden Sie es auch an einem Tage verkaufen!“

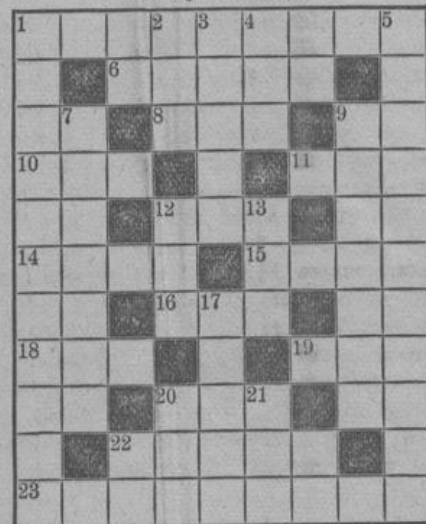


Reingefallen.

Partwächter: „Wie klug der Kleine schon ist!“
Mutter: „Nicht wahr? Auffallend klug ist das Kind!“
Partwächter: „Und wie nett er eben auf dem Rasen gespielt hat!“
Mutter: „Ja! — Darüber hab' ich mich auch gefreut!“
Partwächter: „Na, dann können Sie ja auch die drei Mark Strafe dafür zahlen!“

Rätsel-Ecke.

Kreuzworträtsel.



Bedeutung der einzelnen Wörter.
a) von links nach rechts: 1 immergrüner Baum, 6 weiblicher Vornamen, 8 Getränk, 10 französischer Romanschriftsteller, 11 japanischer Staatsmann, 12 weiblicher Vornamen, 14 Stadt in Böhmen, 15 mathematischer Begriff, 16 norddeutscher Höhenzug, 18 Pelzart, 19 germanisches Getränk, 20 europäische Hauptstadt, 22 Stadt in Hessen-Nassau, 23 italienische Insel;
b) von oben nach unten: 1 Stadt an der See, 2 Kopfbedeckung, 3 Weltmeer, 4 nordwestlicher Dichter, 5 Umgestaltung, 7 Grotte, 9 künstliches Gewässer, 12 Inselbewohner, 13 Körperteil, 17 Ort am Starnberger See, 20 Teil des Wagens, 21 Insel in der Irischen See.

Auflösung des letzten Kreuzworträtsels:

Kreuzworträtsel: a) 3 Romane, 7 Kad, 9 Autor, 10 Maul, 12 Lot, 13 Abraham, 16 Met, 18 Beethoven, 20 Art, 21 Cule, 22 Troch, 23 Tag, 24 Samara; — b) 1 Armada, 2 Raabe, 4 Mulatte, 5 Atom, 6 Not, 8 Dur, 11 Rametta, 14 Feu, 15 Manege, 17 Belag, 18 Brom, 19 Gut, 20 Ara.

Deutsche Woche Braune Messe am Hellweg

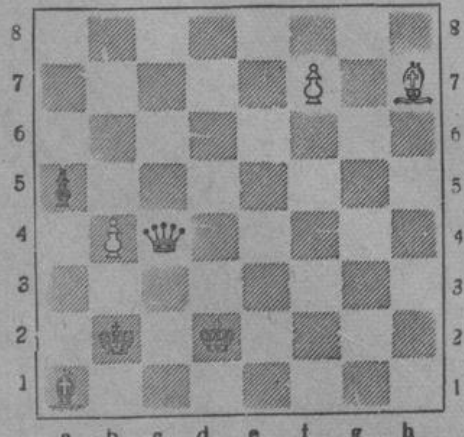


Deutschlandhalle
28. Sept. - 7. Okt.
Kultur- und Wirtschaftsausstellung

SCHACH-ZEITUNG

Problem-Schach.

Aufgabe Nr. 39 von S. Busse.
Schwarz: Kb2, La1, Ba5, b4 (4).
a b c d e f g h



Weiß: Kd2, Dc4, Lh7, Bf7 (4).
Matt in 2 Zügen.

Partie-Schach.

Eine schneidige Königsflügelattende.

Partie Nr. 74. Caro-Kann.

(Gespielt in der Gruppe I des Turniers um die Vorkämpferrolle Westfalens in Siegen.)

Weiß: Gödde, Dortmund. Schwarz: Petri, Siegen.
1. e2-e4 c7-c6
2. d2-d4 d7-d5

3. e4×d5 c6×d5
Mit dieser von Weltmeister Dr. Aljechin propagierten Spielweise hat Gödde schon manchen schönen Erfolg errungen.

4. c2-c4 e7-e6
5. d3-d4
Diese Variante, mit der Schwarz ohne Not seinen Damenläufer einschleift, ist nicht zu empfehlen. Gebräuchlicher und besser ist 5... Sc6 mit der möglichen Fortsetzung: 6. Sf3, Lg4, 7. c×d5 S×d5, 8. Lb5 Tc8 (oder Dc5) usw.

6. Sf1-f3 Sd8-c6
7. Lf1-d3 Lf8-e7
8. 0-0 d5×c4
Damit beabsichtigt Weiß, den Königsflügel auf d4 zu seinem Angriffszentrum zu machen. Gödde versteht es aber in der Folge vortrefflich, durch scheinbare Dedungszüge, die aber in Wirklichkeit nur einem verteidigten Angriff dienen, auf dem Königsflügel Oberwasser zu bekommen.

9. Lb3×c4 0-0
10. Lc1-e3 c6-b4
11. Sf3-e5! d4-b5
12. Tf1-e1 Dd8-c7
13. Ta1-c1 Lc7-b4?

Hier mußte Schwarz wohl oder übel wieder mit Dame die c-Linie räumen.

14. Lc4-b3
Weiß verschmähst es hier, durch L×d5, e×d5, S×d5 usw. einen Bauern zu gewinnen. Wahrscheinlich wollte er seinen Königsflügel für einen späteren Angriff (Lc2) auf dem Königsflügel aufsparen.

14. ... Dc7-a5
15. Lc3-g5 Droht gelegentlich S×d5, L×f6 nebst S×d7.
16. ... Lb7-c8

17. Se×c6 b7×c6
18. Dc3-g3! Tg8-c8
Pariert die Drohung Lh6.

19. Te1-e5
Weiß hat jetzt eine ideale Angriffsstellung erreicht.

19. ... Da5-b8
20. Lb3-c2 Lb4-e7
Rückmarsch der schwarzen Truppen auf der ganzen Linie!

21. Te1-e1 Ta8-b8
22. Lg5-c6 Sd5-c6
23. Lc2-b1 Dd8×b4

Dieses Baueropfer, das Weiß schon lange geplant hatte, hätte Schwarz besser nicht angenommen. Die schwarze Dame kommt jetzt eine Zeitlang ganz aus dem Spiel.

24. Te5-g5 g7-g6
25. Te1-b1 Dd4-b6
Das einzigste.

26. h2-h4!
Der h-Bauer wird als Sturmbauer benutzt, um die durch g6 geschwächte Königsstellung aus den Angeln zu heben.

26. ... Tc8-b8
27. Dd1-e1 Sg8-b5
28. Sc3-e4
In solchen Stellungen kann man ohne Bedenken die Qualität opfern.

28. ... Dd6-c7
29. Dg3-f3 Le7×g5
30. Sc4×g5 Dd8-b8
31. h4-h5!
Danach wird der schwarze Königsflügel in seine Bestandteile zerlegt.

31. ... Dc7-d7
32. Df3-h3 Hier gewann wahrscheinlich schon der Einschlag auf h7.

32. ... f7-f5
Anders war die Drohung S×h7 nebst baldigem Matt kaum mehr zu bedenken.

33. h5×g6 h7×g6
34. Te1×e6 Tg8-f6
35. Te6-e1 Dd7-g7
36. b2-b3 Dg7-b8
37. Dd3×b3+ Kg8×h8
38. Lc1-b2 Kg8-g7
39. Te1-e6 Tg8-c8
40. a2-a3 Kg7-h6?

Das verliert eine Figur. Mit Sd6 konnte es Schwarz seinem Gegner noch sehr schwer machen.
41. Lb2×f6! Schwarz gab auf, da er nach 41... S×f6 42. a×b4, a×g5 43. f4×f1 mit einer ganzen Figur im Rückstand bleibt.

Nachrichten.

Endkampf um die Westfalenmeisterschaft.

Vom 28. bis 30. September finden, wie wir bereits mitteilten, in Dortmund die Schlussspiele um die Westfalenmeisterschaft statt. Die Kämpfe beginnen Mittwoch, den 28. September, nachmittags 5 Uhr im Rönischen Hof. An den beiden folgenden Tagen werden zur selben Zeit die 2. und 3. Runde ausgetragen. Sonnabend werden zwei Partien gespielt und zwar von 9 bis 13 Uhr und von 16 bis 20 Uhr. Sonntag nachmittags wird die Schlusrunde ausgetragen. Anschließend ist die Siegerehrung. — Wer von den 4 Teilnehmern Herrmann 2. Noemann, Ernst und Klein den ersten Platz eines Westfalenmeisters erringen wird, ist bei der ziemlich gleichwertigen der Westdeutschen Meisterschaft vorausgesetzt. Mag der neue Landesmeister heißen, wie er will, es werden jedenfalls spannende Kämpfe zu erwarten sein, bei denen ein jeder der 4 Teilnehmer sein Bestes hergeben wird.

Sonntag mit Mutterhänden

Sonntag

Wir sind werktätige Menschen und Mütter geworden. Das Charisma unserer Mutterhaft ist nicht mehr so tief erfüllt von der Schöpferfreude jenes liebsten Tages, da Gott die Welt vollendet sah und sich ihrer Vollkommenheit freute; denn die Grundkraft der Schöpfung, die Liebe, zeigt, oft von Alltagsjorge dunkelt, nur wenigen ihr enträtseltstes Geheimnis: daß sie sich ganz an den andern verliert, sich in ihm größer und verbellter wiederfindet.

„Ein Kind zur Welt bringen, den Gesegen der Natur folgend, das allein gibt der Frau das Recht, sich Mutter zu nennen. Aber es leben und aufziehen als ihr Liebste und Teuerste, das ist die wahre Mutterhaft.“ (Aus dem Roman „Sonntag von Eber Stählberg, Verlag Anton Pustet, Salzburg.)

Eber Stählberg ist eine jener wenigen, denen das Signum begnadeter Liebe und Mutterhaft aufgedrückt ist. Es ist eine geistige Gabe, die ihr das körperlich verfallene Kind schenkte: „Der erste Gruß für mich war kein Schrei, und meine Antwort nicht das Stillsitzen meines ersten Hungers. Wir beide begegneten uns in einem langen, verwunderlichen Blick. — In diesem Augenblick gab es nichts anderes als in Kind, das seine Mutter, und eine Mutter, die ihr Kind gefunden.“ Ein geheimnisvolles Leben inneren Reichtums und schöpferischer Erfüllung öffnet sich ihr hier. „Das allgrößte Geheimnis jedoch ist die Verklärung der Seele. — Was für ein Auge öffnet sich da in unserem Innern! Wir wissen nur, daß wir einander nicht wirklich sehen, bevor die Sympathie oder die Liebe uns den echten Blick gegeben.“ Und anderswo bekennt sie: „Sören hat das Tor für uns geöffnet zu unserem eigenen Leben und dem anderer Menschen.“

Tögen muß auch uns der Werktag entreißen, denn ein sonntäglicher Mensch schenkt uns seine Gesichte für die Feierstunden unserer Seele. Ich möchte sie in der Hand jeder Mutter sehen, daß ihre Mutterhaft einen eben solchen Sonntag erfüllt und sie in vollkommener Schöpferfreude von jedem ihrer Kinder sagen könnte: „Es ist mir, als wäre dein Leben ein ununterbrochener Feiertag. An einem Sonntag läßt du zur Welt, an einem Sonntag verläßt du sie. Und einen Sonntag hast du in deinem Heim hinterlassen.“ J. M. a.

Lieblingskinder

Es gibt Eltern, die es aspiexen, ohne sich etwas dabei zu denken: Das ist unser Lieblingskinder! Vielleicht sehen sogar die Geschwister dabei. Warum wird hier Elternliebe ungleichmäßig verteilt? Der Grund mag oft genug menschlich verständlich sein.

Das Lieblingskind der Mutter ist oft das schwächste, vielleicht hat es körperliche und geistige Mängel und bedarf der Mutterliebe am stärksten. Die Mutter weiß: die andern, die gesunden und eifrig regamen Kinder werden ihren Weg schon gehen. Sie werden — dem Mutterherzen viel zu früh — sich lösen und ihrem Ziel nachstreben. Die eigene Kraft wird ihnen vorwärts helfen. Aber das andere, weniger glücklich bedachte Kind muß gefördert werden. Es wird es einmal fürchtbar schwer haben, wenn die Mutteraugen für immer geschlossen sind. Es wird überall zu viel sein und so leicht keinen Platz finden, andere werden es zurückdrängen. Vielleicht versucht man es als lebensunfähig. Mütter wissen das und fühlen mit ihrem Kind und möchten ihm umsomehr Liebe geben, je schwerer sie Liebe anderer den Weg zu ihm findet. Mitleid liegt in solcher Vorliebe, die eine Liebe ohne Egoismus und ohne Eitelkeit ist. Nur eine mütterliche Frau kann da, wo Schwäche und Gebrechen, Unvollkommenheit und oft sogar Abstoßendes ist, so stark lieben. Denn wir alle sind doch leichter von dem Schönen und Liebenswürdigen angezogen.

Es gibt aber leider auch viele Eltern, die das ihr Lieblingskind nennen, auf das sie wegen angeborener Talente etwa besonders stolz sind. Sie häufen ihre ganze Liebe und Bewunderung auf dieses Kind, alles wird ihm gestattet, es wird nicht erzogen, sondern verzogen. Unarten bekommen liebevolle Entschuldigungen, merkwürdige Umbenennungen ist es eigeninnig, heißt es: oh es macht seinen Weg, es weiß, was es will! Tyrannisiert es seine Geschwister, wird gesagt: ja, da liegt schon sein Wille zum Herrschen drin, das wird mal nicht ein kleiner Untergeordneter! Hier liegt viel Eitelkeit in der Liebe, viel Selbstgefälligkeit.

Wer will sich wundern, wenn in den Geschwistern ein heimlicher Haß großwächst gegen ein solches Lieblingskind? Leidet ein solch verzogenes und verzärteltes Wunderkind dann im Leben Schiffbruch, wird es allein und unfähig dastehen. Denn zum Großwerden eines Talenten gehört ernste Arbeit und nicht schrankenlose Bewunderung.

Manchen Eltern ist das Kind das Liebste, das ihnen am bequemsten ist. So ein stilles, ruhiges Kind, das stundenlang dastet oder liest, ist ja auch angenehmer als die von Natur wilden und lauten. Wird ihnen aber das stille Kind dauernd als „artiges“ Kind hingestellt, bekommen sie einen Widerwillen gegen das Musterkind.

Manchmal kommt es auch vor, daß gerade so stille Kinder vor einer gefährlichen Unart nicht zurücktreten, wenn sie sie — heimlich tun können. Vielleicht strafen die Eltern dann die wilden und lauten Geschwister, weil sie ihnen nicht glauben wollen, daß das Musterkind das Häßliche getan hat. Und wieder wächst eine Abneigung groß gegen das bevorzugte Kind.

Kinder haben meist ein recht gesundes Rechtsempfinden. Wenn sie eine Strafe verdient haben, nehmen sie sie auf sich, aber sie wollen nicht Prügelknebe sein für verzogene Geschwister. Dann verlieren sie die Ehrfurcht vor ihren Eltern und das Vertrauen, ja, sie werden das Vertrauen zu den Menschen überhaupt verlieren. Ein Kindsherr, das einmal vergeblich nach Liebe suchte, weil

ein begabteres ihm vorgezogen wurde, wird später einem guten Menschen vielleicht keine Liebe mehr glauben und schenken können. Diese zurückgesetzten Kinder leiden mehr, als manche Erwachsene glauben.

Gottlob ist es so, daß die meisten Eltern ihre Kinder gleichmäßig lieben oder es nicht fühlbar werden

lassen, wenn ein Kind ihrem Herzen näher steht. Der Segen des geschwisterreichen Hauses liegt ja im Gemeinschaftsgefühl. Immer sollte die Liebe der Eltern alle Kinder gleich stark umfassen, dann werden diese Kinder im Leben vielleicht niemals ganz auseinanderwachsen, sondern sich gegenseitig helfen und stützen. J. B.

Die Schwester

Von Angelika Merkelbach

Ein kleines Mädchen habe ich gekannt, mit einem hellblonden, widerspenstigen Haarschopf, mit blühenden blauen Augen, wild wie ein Bub! War es doch unter sechs älteren Brüdern groß geworden. Kein Baum war zu hoch, kein Bach zu breit, kein Unternehmen zu gewagt für dieses Mädchens lebensvolle Kraft. Die Mutter erkrankte. Die vierzehnjährige wurde die sanfteste, umsichtigste Pflegerin und Vertreterin der Mutter, die fürsorglichste Beschützerin und Erzieherin der fünf kleineren Schwestern, des kleinsten Bruders. Alle Liebe und Güte erwachsender Mütterlichkeit stand hellwach in der gewordenen Pflicht, wie eine in der Mittagssonne plötzlich entfaltete Blüte.

Als man dann im Herbst den Sarg der Mutter aus der Türe trug, vertrat sie Mutterstelle an den zwölf Geschwistern. Sie verwaltete Haus und Hof. Die größeren Brüder wurden mit ihren Wünschen an Wäsche, Strümpfen, Kleibern befriedigt wie zuvor, die Arbeit den jüngeren Schwestern nach Können und Kräften zugeteilt, die Allerkleinsten wurden behütet, wie man ein liebes Vermächtnis einer verstorbenen Mutter in Treue behütet. Wie ein Feldherr stand sie auf ihrem Posten. Irgendeine Palastrevolution, wäre sie auch von den älteren Brüdern angezettelt worden, wurde von ihrer energiegelichen, jungen Hand niedergehalten. Die fünf jüngeren Schwestern führte sie mit Sicherheit und Bestimmtheit in ihre Berufe und Selbstständigkeit. Die Latein- und Mathematikarbeiten des kleinen Bruders gingen durch ihre Aufficht. Als dann der Krieg die Brüder rief, traf dieser Ruf ihr Schwesterherz, als ob ein Mutterherz verwundet würde.

Heute gibt alle Fürsorge den Kindern der Schwestern mit der gleichen Intensität, wie sie einst ihren Schwestern selbst galt. Nie konnte ein Wunsch für die eigene Person törend in den Kreis der ihr zugefallenen Pflichten greifen. Sie kannte und kennt nur Sorge für die Geschwister, und da sie darüber hinaus mütterlich-schwesterliche Beraterin eines großen Freundeskreises wurde, wird dieses Licht nie in sich verfinstern.

Phot.: Seidenstücker



Die Speerwerferin

Von der Liebe

Wir müssen Brücken bauen von Seele zu Seele, aufbauen müssen wir und hundertfältige Liebe geben.

Kein Weg darf uns zu weit sein, wenn über ihm Gottes Segen blüht, und keine Schlucht darf uns zu tief sein, wenn eine hungernde Seele daraus weint.

Kein Lichtlein dürfen wir löschen, wir dürfen nur Gott geben. Kein Blümlein dürfen wir brechen, wir dürfen nur segnen.

Auch im Schatten müssen wir suchen gehen, auch in den Dunkelheiten der Nächte.

Wir müssen bitten können und demütig sein, und als Dienende kommen, die über allem den Mantel der Verborgenheit gebreitet halten.

Aber alle Wege, die wir wandern, müssen wir mit Gott gehen. Er muß das Licht über uns sein und das Licht in uns und um uns. Gertrud Maassen.

Mutterhände

Leer und müd' in meinem Schoße
Ruh'n meiner Hände Schalen. —
Alles haben sie gegeben,
Was Du, Herr, an Kraft und Segen
Bei des Morgenroths Erglüh'n
Gütig ihnen hast vertraut.
Gib, Herr, daß nach Deinem Willen
Morgen sie sich wieder füllen
Und, vom Schenken müd', am Abend
Wieder ruh'n als leere Schalen.

Carola Staiger-Gersbacher.

Das Jungmädchen

Neulich halfen wir einrichten . . .

Und zwar war das bei einem befreundeten älteren Herrn, der seine Einsamkeit durch ein gemütliches, schönes Heim zu vergessen sucht. Es gab da allerlei zu tun, bis aus der hübschen, kleinen Neubauswohnung eben ein solches Heim wurde, aus dem das Wesen des Menschen sprach, der in ihm wohnen sollte. Manchmal ging es uns gar für unsere Ungeduld zu lange, wie jedes Bildchen schief und gerade betrachtet wurde und mit vielerlei Ueberlegungen bedacht ward, ehe es hing. . .

Und dann merkten wir, daß gerade im Aendern und Nichtänderndkönnen die Schwierigkeit lag. Das war nämlich so. Ein übergroßes Bild, eine sehr schöne Kopie der Maria mit dem Kinde von Filippo Lippi hing bereits an der ihm zugeordneten Stelle, und zwar über einem Sofa, an das auf der linken Seite ein schön geschnittener alter Schrank stieß, und das rechts von der Balkontür beengigend gedrängt ward. Gegenüber aber war eine weite Wand, ein reicher und unbengter Platz über dem breiten Schreibtisch.

Da gehörte der Filippo Lippi hin, meinten wir und besetzten das, was wir wollten, mit unseren Worten. Denn es war doch so: das Bild der wunderbar tiefen und warmen Farben wurde gedrängt von beiden Seiten. Und dadurch konnte es nicht mehr so selber und ganz groß sein. Jetzt war es eigentlich nichts anders als übergrößer und ein Feind aller Gemütlichkeit. Dies aber ist doch wohl der schönen Gemütlichkeit erste Vorbedingung: daß alle Dinge sie selber sein können und dennoch unauffällig in den Rahmen des Gesamten passen.

Aber unsere Versuche prallten ab an einer großen Mauer, und die hieß: „Ach nein, nun hängt es doch schon einmal da.“ Und das war insofern ja zu begreifen, als das Bild auch wirklich durch sein großes Gewicht sehr unangenehm aufzuhängen war. Aber sonst? Es hat so etwas Bedrückendes, wenn etwas nicht schöner und besser werden kann, weil es doch schon einmal so ist. Und man glaube nur ja nicht, daß diese Beharrungstendenz nun etwa nur eine männliche Eigenschaft sei, daß sie nicht vielmehr auch von der jungen, heranwachsenden Frau gekannt sei.

„Neue Räume haben noch keine Seele“, sagt man und meint, erst der Charakter des Menschen, der in ihnen wohnt, also vor allem auch der Frau, die den Stempel des Heimes aufdrücken muß, erst dieser Charakter gäbe leichtlich dem nur eingerichteten Raum sein ganz besonderes Gesicht. Und nun ereignet es sich, daß man glaubt, diese sauer erworbene Seele unter allen Umständen dadurch beibehalten zu müssen, daß man ja kein bißchen anders stelle, als es einmal bestimmt sei. In Wirklichkeit haben sich so manchemal unsere äußeren Lebensumstände, vor allem aber auch unsere inneren Einstellungen weitgehend geändert. Und wir tragen dem mit allem anderen in unserer Lebenshaltung Rechnung, nur nicht mit der Einrichtung unserer Wohnung, die doch stärkster Ausdruck unseres Innenlebens sein sollte. Das ist übrigens absolut keine Frage des Geldbedarfs, vielmehr des Raumgefühls, des Farbensinnes usw. Ein Tiegell mit Delfarbe ist leicht zu beschaffen, und eine leuchtend bunte Decke hat noch immer die Mängel des einfachsten und wenig schönsten, veralteten Tisches verdeckt. Wobei man allerdings bedenken sollte, daß es mit Einrichtungen ebenso geht wie mit Kleidern: gar zu grelle, hervorstechende Dinge hält man nur eine sehr begrenzte Weile aus. . . Aber das fällt von selber fort, wenn man so ganz langsam ein Ding zum anderen stimmt. Wobei man noch die besondere Freude hat, daß im Grunde immer wieder Neues zu entdecken und zu formen ist, ein Vorgang, der beileibe nicht mit der wilden Neuerungsstucht verglichen werden soll, die da vorspielt, man sei immerfort auf der Reise und nie mehr bei sich selber daheim.

Was nun die Farbe betrifft, so hat sie gerade für den jungen Menschen eine besondere Wichtigkeit. Ist sie es doch, die sehr viel zum Frohsinn in den eigenen vier Wänden beiträgt, sobald sie ein wenig mehr ins Helle und Leuchtende übergeht. Es ist wohl das Beste, wenn uns beim Einrichten nicht geholfen wird: denn — soviel Helfer, soviel fremde Seelen. Und unter Umständen ergibt das Ganze sogar einen Kampf, der sich wild im Rahmen unserer vier Wände, zwischen unseren Möbeln und kleinen, lieben Einrichtungsdingen ausstößt.

Dr. Ilse Brugger.



Lange Jahre hat der Ozeanries

es mit seiner Kraft gegen jede Konkurrenz aufgenommen. Dann kommt der Tag, wo er zum alten Eisen zu gehören scheint, weil er zu teuer arbeitet und auch in der Geschwindigkeit nicht mehr mitkommt. Es gab eine Zeit, wo man den übriggebliebenen Wert zerschlagen hätte. Die Zeit des Ausbruchs hat den besseren Weg gefunden, ihn nutzbar zu machen. Durch „Vorschuh“ kann man zugleich die Geschwindigkeit erhöhen, für eine große Zahl Passagiere Raum gewinnen und obendrein an Brennstoff sparen.

Mit solch einem Schiff ist die deutsche Wirtschaft zu vergleichen. Es kommt jetzt darauf an, Hilfskräfte zu finden und Erfindungskraft und -geist einzusetzen, damit alles ausgenutzt wird. Der neue Staat hat schon viel getan. Er zeigt den Weg. Aber es bleibt für jeden einzelnen zur Erfüllung seiner Pflicht genug zu tun übrig. Für den Kaufmann und Fabrikanten im besonderen heißt es, nicht nur Ware zu erzeugen, sondern auch dafür zu sorgen, daß sie ihren Weg zum Käufer findet. Kunden lebendig machen — werben —, das ist für ihn die Lösung des Tages!

Und der Erfahrene unter ihnen vertraut seine Werbung dem bewährten Helfer an. Er wählt die Anzeige in der Tageszeitung. Sie kommt in jedes Haus, in jede Familie. Sie ist die Brücke zwischen Käufer und Verkäufer. Sie hilft zu ihrem Teil mit, den notwendigen Blutumlauf der deutschen Wirtschaft zu erhöhen und sie wieder so kraftvoll zu machen, daß sie jedem Ansturm gewachsen ist; und wenn ein Werbemittel dazu hilft, dann ist es die Zeitungsanzeige. Wirklich:

Zeitungsanzeigen helfen kaufen und verkaufen!